Süddeutsche Monatshefte
Heft 11 28. Jahrgang August 1931

Gegen Psycho-Analyse

Alfred E. Hoche, Die psychoanalytische Bewegung im Rahmen der Geistesgeschichte / Rudolf Allers, Die weltanschaulichen Voraussetzungen / Charles E. Maylan, Die Psychoanalyse am Scheidewege / Adolf Albrecht Friedländer, Die psychoanalytische Therapie / Siegfried Placzek, Gefahren psychoanalyt. Behandlung / Helene Klepetar, Erinnerungen einer Patientin / Gustav Aschaffenburg, Psychoanalyse und Strafrecht

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München
Vierteljährlich RM. 4.50 Einzelheft RM. 1.75

Psychoanalyse und seelische Wirklichkeit

Von Dr. P. Maag / Geh. Mk. 8.—, Lwd. Mk. 10.—

Es ist sehr erfreulich, von Maag (Zürich) eine klare Kritik der Freudschen Lehre zur Hand zu haben. Es sei eindringlich auf dieses wichtige Werk hingewiesen. Möchten alle, die mit Psychoanalyse theoretisch oder praktisch in Berührung gekommen sind, die Ausführungen Maags lesen.

Prof. E. Abderhalden in der Ethik

J. F. LEHMANNS VERLAG / MÜNCHEN

Die Menschheitsproblematik der Freud'schen Psychoanalyse. Urbild und Maske. Eine grundsätzliche Untersuchung zur neueren Seelenforschung von Dr. Edgar Michaëlis, Nervenarzt in Berlin. 2., durchgesehene und ergänzte Auflage. X, 131 Seiten. 1931. 8°. Rm. 6.30, geb. RM. 8.10.

In diesem Buche wird die widerspruchsvolle Grundlage der Freud'schen Lehre durch die Deutung seiner Persönlichkeit aufgedeckt.

Psychopathologie funktioneller Störungen

von Prof. William McDougall, Duke University Durham. Gek. deutsche Ausgabe mit einem Nachwort von Hans Prinzhorn. XII, 256 S. 1931, gr. 8°. RM. 15.-, geb. 16.80. Der Verf. versucht in diesem Bande zu einer Theorie der funktionellen Störungen zu gelangen, die er Punkt um Punkt gegen Freuds Theorie durchführt.

Prospekte gern kostenlos!

Johann Ambrosius Barth, Verlag, Leipzig

DR. S. PLACZEK

Freundschaft u. Sexualität

Sechste, wenig veränderte Auflage (14.-16. Tausd.)
Oktav. 188 Seiten. 1927. RM. 4.—, geb. 5.—

„Die Bedeutung dieser wertvollen psychologischen Studie des bekannten Berliner Nervenarztes ist durch die rasch aufeinanderfolgenden Auflagen allgemein anerkannt worden. Die fortschreitende Klärung der Beziehungen zwischen Freundschaft und Sexualität wird immer ein wesentliches Verdienst des Verfassers bleiben." Medizinische Klinik.

Das Geschlechtsleben der Hysterischen

Eine medizinische, soziologische und forensische Studie. Zweite, veränderte Auflage.
Oktav. VII, 276 Seiten. 1922. RM. 7.-, geb. RM. 9.-

Aus dem Inhalt: Wandlungen in der Auffassung der Hysterie / Die sexuelle Wurzel der Hysterie / Das Geschlechtsleben der Hysterischen / Hexenwahn und Geschlechtsleben / Das Geschlechtsleben der Hysterischen in soziologischer Beziehung / Das Geschlechtsleben der Hysterischen in forensischer Beziehung

Wir liefern unt. Bezugnahme auf diese Anzeige einen ausführl. Prospekt „Sexualwissenschaft" kostenlos

A. Marcus & E. Weber's Verlag
Berlin W 10

Soeben erscheint:

ETHNO-POLITISCHER ALMANACH 1931

Ein Führer durch die europäische Nationalitätenbewegung

Im Auftrage des Institut für Grenz- und Auslandstudien herausgegeben von

OTTO JUNGHANN UND MAX HILDEBERT BOEHM

8° ca. 160 S., Gzln. RM. 5.—

„Das Handbuch erweist sich in seinen Abhandlungen führender Persönlichkeiten, seiner Länderchronik, seinem Dokumentarium sowie in seinem Informationsteil als ausgezeichnetes Hilfsmittel zum Eindringen in die Minoritätenprobleme."

Europäische Gespräche.

WILHELM BRAUMÜLLER
WIEN LEIPZIG

INTERNATIONAL PSYCHOANALYTIC UNIVERSITY BERLIN

Einführung in die Medizin

Von Dr. med. Henry E. Sigerist, Professor an der Universität Leipzig

1931. 8°. VII, 405 Seiten. RM. 12.50, in Ganzleinen gebunden RM. 14.—

Perspektiven der Seelenheilkunde

Von Arthur Kronfeld, Berlin

1930. Gr.-8°. XIV, 384 Seiten. RM. 25.—, in Ganzleinen gebunden RM. 28.—

Psychotherapie

Voraussetzungen — Wesen — Grenzen — Ein Versuch zur Klärung der Grundlagen

Von Hans Prinzhorn, Frankfurt a. M.

1929. 8°. 334 Seiten. RM. 14.—, in Ganzleinen gebunden RM. 15.75

Die Denkmethoden und ihre Gefahren

Von Dr. med Vera Straßer, Zürich

1931. Gr.-8°. VIII, 528 Seiten. RM. 20.—, in Ganzleinen gebunden RM. 22.—

Die Grundlagen der Psychoanalyse

Von Dr. Heinz Hartmann, Abteilungs-Assistent an der Psychiatrischen Klinik in Wien

1927. Gr.-8°. 192 Seiten. RM. 9.60, in Ganzleinen gebunden RM. 11.40

Das Geschlechtsleben des Menschen

Ein Grundriß für Studierende, Ärzte und Juristen

Von Dr. Placzek, Nervenarzt in Berlin

Zweite, wesentlich veränderte und erweiterte Auflage

1926. 8°. 312 Seiten In Ganzleinen gebunden RM. 6.50

GEORG THIEME, VERLAG, LEIPZIG

Süddeutsche Monatshefte / August 1931

Gegen Psychoanalyse

Seite

Gegen Psychoanalyse. Vorwort der Schriftleitung . 761

Die psychoanalytische Bewegung im Rahmen der Geistesgeschichte. Von Geheimrat Professor Dr. med. Alfred E. Hoche, Direktor der Psychiatrischen und Nervenklinik der Universität Freiburg i. Br. . . . 762

Die weltanschaulichen Voraussetzungen der Psychoanalyse. Von Dr. med. Rudolf Allers, Privatdozent für Psychiatrie an der Universität Wien 767

Die Psychoanalyse am Scheidewege. Von Charles E. Maylan in München 772

Seite

Die psychoanalytische Therapie. Von Professor Dr. med. Adolf Albrecht Friedländer in Freiburg i. Br. 777

Gefahren psychoanalytischer Behandlung. Von Dr. med. Siegfried Placzek in Berlin 783

Erinnerungen einer Patientin. Von Helene Klepetar in Wien 788

Psychoanalyse und Strafrecht. Von Dr. med. Dr. jur. h. c. Gustav Aschaffenburg, Direktor der Psychiatrischen und Nervenklinik der Universität Köln 793

Neuerscheinungen zur Psychoanalyse 797

Zur Philosophie der Geisteswissenschaften. Von Geheimrat Dr. Karl Voßler, Professor für romanische Philologie an der Universität München 798

Haus der Kindheit. Erzählung von Albert Otto Rust 805

Der Rembrandt-Deutsche als Dichter. Von Dr. Josef Hofmiller in Rosenheim 819

Neuerscheinungen. Von Dr. Josef Hofmiller in Rosenheim 821

Das Bayerische Problem in der deutschen Geschichte. Von Dr. Josef Hofmiller in Rosenheim 825

Bei den Schwaben im Banat. Von Dr. Peter Dörfler in München 825

Erinnerungen eines Tapezierers an Richard Wagner. Von Oberstudienrat Dr. Sebastian Röckl in München 828

Gräfin Treuberg. Eine Zuschrift mit Entgegnung von Ernst Drahn in Berlin 830

Psychoanalyse von Konnersreuth 832

Schriftleitung: München, Königinstr. 103
Verlagsleitung: München, Sendlinger Str. 80

Anzeigenverwaltung: München, Sendlinger Str. 80
Erscheinungstag: 1. August 1931.

Diätkuren

Heinrich von Hoesslin, Geschichtliches über Diätkuren / Ludolph Brauer, Diätbetrieb in Krankenhaus und Praxis / Aladár von Soós, Die Küchentechnik in der Diätetik / Louis R. Grote, Diätbehandlung der Zuckerkrankheit / Waldemar Schweisheimer, Abmagerungskuren / Hugo Kämmerer, Diätbehandlung bei Gicht / Erich Grafe, Diätbehandlung bei Magen- und Darmkrankheiten / Hermann Schlesinger, Diätbehandlung bei Herz- und Nierenkranken / Adolf Herrmannsdorfer, Diätetik in der Chirurgie / Franz Jonas, Grundzüge der Gersondiät / Maximilian Oskar Bircher-Benner, Vegetarismus und Rohkost / Ragnar Berg, Vitamine und Mineralstoffe / Otto Kestner, Die Bedeutung des Fleisches für die Ernährung.

Preis des Heftes RM. 1.75

Dieses wichtige Sonderheft erschien vor kurzem in

dritter unveränderter Auflage

(13.–15. Tausend)

Jeder, der sich über Fragen der Ernährung unterrichten will, muß zu dieser Darstellung aus der Feder hervorragender Ärzte greifen!

Zu beziehen durch jede Buchhandlung; wo keine am Platze, durch den Verlag

Süddeutsche Monatshefte GmbH.
München, Sendlingerstr. 80

Psychoanalyse

Geschichte, Wesen, Aufgaben und Wirkung. Für Ärzte, Geistliche u. Juristen wie für Eltern, Lehrer und Erzieher dargestellt von San.-Rat Dr. G. Wanke. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. XVI. u. 248 Seiten. Gr.-8°. Preis geh. RM. 6.70, in Gzl. geb. RM. 8.50.

Von der Psychoanalyse zur Psychosynthese

Von Dr. Poul Bjerre. Stockholm. 93 Seiten. 8°. Preis geh. RM. 2.20.

Die Psyche des Lungenkranken

Der Einfluß der Lungentuberkulose und des Sanatoriumlebens auf die Seele des Kranken. Von Dr. phil. et med. Erich Stern, ao. Prof. an der Universität Gießen. 168 Seiten. Gr.-8°. Preis geheftet RM. 5.70.

Carl Marhold Verlagsbuchhandlung
Halle a. S., Mühlweg 14

.. glücklich im eigenen Heim

11755 Bausparerfamilien haben durch unser gemeinnütziges Hilfswerk schon über 176 Millionen RM. für die sichere Finanzierung ihres Eigenheims erhalten. Kostenlose Druckschrift 99 über billige unkündbare Darlehen von der ältesten und größten Bausparkasse

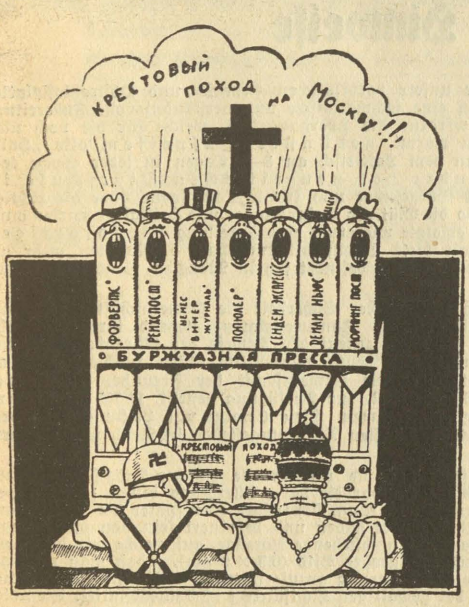
Gemeinschaft der Freunde
Wüstenrot, gemeinnützige Gesellsch. m. b. H.
Ludwigsburg/Württ.

Form 16 888

Zur gefl. Beachtung!

Der Gesamtauflage dieses Heftes liegt ein Prospekt des Verlags **Ernst Reinhardt, München** bei, den wir der besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen.

DAS JULIHEFT DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE



„Kirchenmusik im Abendland"
(Die Orgelpfeifen bedeuten: Vorwärts, Reichspost, Neues Wiener Journal, Populaire, Sunday Expreß, Daily News, Morning Post)

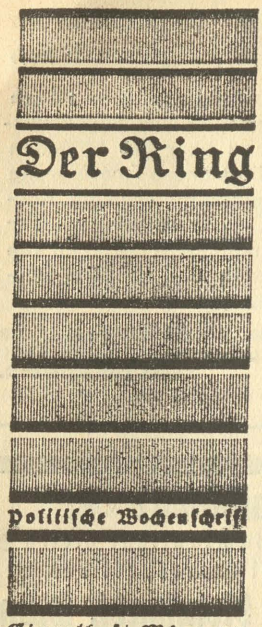
Der Kampf gegen Gott

Aus dem Inhalt: Ernst Drahn, Entwicklungsstufen des proletarisch-sozialistischen Atheismus / Ludwig Berg, Die bolschewistischen Religionsgesetze / Theodor Seibert, Die Formen der Gottlosenpropaganda in Rußland / A. W. Gough, Die christliche Protestbewegung / Ernst Drahn, Die Internationale der Gottlosen

Mit 11 Abbildungen
Preis des Hefts RM 1.75

Zu beziehen durch jede Buchhandlung; wo keine am Platze, durch den Verlag

Süddeutsche Monatshefte GmbH.,
München **Sendlingerstr. 80**



Einzelheft Mk. 1.50

Wochenschrift für Politik

Herausgeber: Heinrich von Gleichen

Das aktuelle Sonderheft des Monats Juni

Zum 100jährigen Todestag des Freiherrn vom Stein

Aus dem Inhalt:

Dr. Schotte: Das Vorbild
A. E Günther: Reichsfreiherr vom Stein als konservativer Politiker
Dr. Thiede: Der Erziehungsgedanke im Reformwerk
Prof. Ritter: Nachwirken in der Geschichte
Koch: Stein und das Eigentum

Monatsbezug Mk. 3.50 (durch Buchhandel oder Post)

Der Ring, Schriftenvertriebs-Gesellschaft m. b. H.
Berlin W 9, Friedrich-Ebert-Straße 15

Geschäftliche Hinweise

Über Diätkuren im Kurhaus Betz, Monti ob Locarno. Wer unsere vorbildlichen Gemüse- und Obstrohkostplatten genießt, wird bald bei diesen köstlich schmeckenden Gerichten auf eine fachmännische und verständnisvolle Zubereitung schließen und daß dieselben in gepflegter Weise durchgeführt werden. Als Übergangsdiät, welche für die noch nicht grundsätzlichen Rohköstler oder Vegetarier bestimmt ist, werden warme, gedünstete Zuspeisen, also „Halb- oder Viertelsrohkost" gegeben. Ebenso können dieselben auch an dem Hoteltisch an 3—4 Tagen in jeder Woche teilnehmen. Als langjähriger Lehrer und Begründer der neuzeitlichen Diätschule in Monti erteilt Herr Betz in allen diesbezüglichen Fragen Rat für gesunde und kranke Tage sowie über die richtige Auswahl und Zusammenstellung der Diätspeisen, besonders da, wo die Diät als Gesundungs- und Heilfaktor wirken muß.

Bausparkasse Germania Aktiengesellschaft, Köln. Am 20. Juni erfolgte wiederum eine Zuteilung zur sofortigen Auszahlung an 40 Bausparer von RM. 452 000.—, womit diese Gesellschaft innerhalb 5 Monaten mehr als 1 Million Reichsmark ausgeschüttet hat. Die bayerische Landesgeschäftsstelle befindet sich in München, Sendlingerstr. 26, Fernruf 91920.

Wirtschaftskrise und Bausparen. Es ist erstaunlich, mit welch erfolgreicher Sicherheit die Gemeinschaft der Freunde trotz der mißlichen Wirtschaftsverhältnisse im Reiche, noch dazu in heftigem Konkurenzkampf stehend, ihren Weg geht. Mit ihrer in diesen Tagen vorgenommenen Zuteilung erbringt die GdF. erneut den Beweis der führenden Stellung, welche sie als älteste und größte deutsche Bausparkasse einnimmt. Bis heute wurden im ersten Halbjahr 1931 an 1120 Bausparer 16,3 Millionen RM. zugeteilt. Insgesamt hat daher die Gemeinschaft der Freunde, seit sie vor 7 Jahren ihre Arbeit aufnahm, 11 755 Bausparern 176,7 Millionen RM. zur Verfügung gestellt, 11 755 Bausparern ist der Vorteil niedrig verzinslicher, unkündbarer Darlehen zugute gekommen. Diese Erfolge und Leistungen sind es, die diesem gemeinnützigen Werk in weiten Volkskreisen, wie auch bei höchsten Regierungsstellen in Reich und Ländern, allgemein Vertrauen und Anerkennung gebracht haben.

Amateure, die über den üblichen Durchschnitt hinauswollen, seien auf die wundervolle Taschen-Präzisions-Kamera Makina aufmerksam gemacht. Die Makina stellt noch beinahe völlige Handarbeit dar. Allerdings billig, lediglich was Preis betrifft, kann die Makina nicht sein. Aber wer es sich ermöglichen kann, sich früher oder später die Makina anzuschaffen, der wird wahre und dauernde Freude am schönen Photo-Sport haben und begeistert sein von dieser ungewöhnlichen Präzisions-Klein-Kamera für die Tasche. Die Makina besitzt nachstehende Vorzüge, auf welche wir besonders hinweisen möchten. Man erhält immer gleich ein richtiges, genügend großes Bild (6,5 × 9 cm), sodaß man nicht gezwungen ist, wie bei anderen Klein-Kameras jedesmal erst eine Vergrößerung anzufertigen. Die Makina ist mit einer ungewöhnlichen Optik, der prachtvollen Plaubel-Anticomar in der gewaltigen Lichtstärke f : 2.9 ausgestattet. Die Folge ist, daß man mit der Makina noch Momentaufnahmen aus freier Hand ohne Stativ machen kann, wenn andere Kameras längst versagen, beispielsweise bei schlechtem Licht, oder Wetter oder im Zimmer oder in der Dämmerung oder mit starkem Gelbfilter oder Aufnahmen nachts im Theater, in hell erleuchteten Straßen usw. Die Makina stellt eine Präzisions-Kamera von ganz besonderer Leistungsfähigkeit dar für Amateure, die jederzeit mühelos künstlerisch schöne Bilder schnell aus freier Hand erzielen wollen. Die Makina ist von idealer Bauart: klein, handlich, elegante Form, außerordentlich stabil und vor allen Dingen flach zusammenklappbar. Sie eignet sich hervorragend für plötzlich auftauchende Szenen, wie beispielsweise das Leben in den Städten, auf der Reise, beim Sport, ferner Landschaftsaufnahmen, Momentaufnahmen spielender Kinder, Porträt-, Tier-, Jagd-Aufnahmen usw.

Psychoanalytische Klinik

SANATORIUM SCHLOSS TEGEL

In 25 Morgen großem Naturpark, an Wald und See gelegen

Leitender Arzt: Dr. med. Ernst Simmel

Berlin-Tegel / Fernruf: Tegel 3050 u. 3051

PSYCHISCHE BEHANDLUNG

nervöser und organischer Erkrankungen (soweit sie psychisch bedingt sind) einschließlich aller Suchtkrankheiten (Morphinismus, Alkoholismus, Kokainismus, Nikotinismus, Schlafmittelsucht), Charakter- und Triebstörungen

Sanatorium Dr. Kahle

Köln-Dellbrück — Nur für Opiatsüchtige

Das Haus liegt in ländlichem Vorort rechtsrheinisch am äußersten Ostrand von Köln. Kurdauer 28 Tage.

Pauschalpreis RM. 1200.—. Keine Klassen

Telephon: 6—15—82. Telegramm-Adresse: Kamed Köln

August geschlossen

Literatur: „Deutsche Medizinische Wochenschrift" 1927 Nr. 50; „Medizinische Welt" 1927 Nr. 6; „Zeitschrift für Sexualwissenschaft" 1924 Nr. 7; „Medizinische Welt" 1929 Nr. 24; „Hippokrates" April 1930 Nr. 1; „Medical Journal and Record" 1930 Nr. 8; Liek: „Das Wunder in der Heilkunde" p. 202—203; Grotjahn: „Ärzte als Patienten" p. 114—115; „Deutsche Ärzte-Zeitung", Berlin 1930 Nr. 200. Offenes Haus. Spaziergänge nur in Begleitung. Nur 6—12 Gäste. Zwangloses Zusammenleben in Familie des Arztes mit Vermeidung alles Klinikmäßigen.

Allseitige Lebensreform — **Sanatorium** — Biologische Heilweise

Dr. Strünckmann

Kuranstalt für physikalisch-diätetische Therapie

Blankenburg am Harz

Herrliche Lage

Moderne Einrichtungen

Wege zum Ich

Angenehmer Aufenthalt für Erholungsbedürftige.

Mäßige Preise

Man verlange Prospekt

Diätkuren nach Bircher-Benner, RagnarBerg u.a. — Psychische Behandlung — Große Luft- und Sonnenbäder Schwimmbad — Erziehung zur Gesundheit

DER JUNGBRUNNEN

Kuranstalt für naturgemäße Lebensweise in

BENNECKENSTEIN im Hochharz

(ca. 600 Meter ü. d. Meere.) Wasserheilverfahren Diät- und Fastenkuren. Luft- u. Sonnenbäder, Liegehallen. — Ärztliche Beratung

Sanitätsrat Dr. Wiedeburgs

Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck

Bad Blankenburg, Thüringerwald

für nervöse und innere Kranke und Erholungsbedürftige. 4 Fachärzte. Alle physikal.-diätet. Kurbehelfe. Psychotherapie, Diätkuren, Gymnastik.

TRAUNSTEIN (Oberbayern)

Sanatorium Kernschloß

für Nervenkranke, Nervöse und Erholungsbedürftige. Schönste, freie, voralpine Lage.

SAN.-RAT DR. SCHNORR V. CAROLSFELD

LOCARNO, Pension Betz und Kurhaus »MONTI« Lago Maggiore, Höhensüdlage, See- u. Alpenblick, Mildes Klima, wie 1000 m ü. M. **Beste** Nerven-, Magen**diät** Neue Pensionspr. Fr. **7-8.50.** Bes. seit 1904 **F. Betz-Pico**

Töchterpensionat Villa Savarol Genf-Champel

Leitung: Mlle. L. Hug, Nachfolgerin von Mlle. B. Penard — Sonnige freie Lage — Eigener großer Garten mit Sportgelegenheit. — Ausbildung in Französisch, Englisch u. a. Sprachen. Musik und Haushaltungsunterricht — Moderner Komfort — Bergaufenthalt im Sommer und Winter.

Landerziehungsheim Keilhau

bei Rudolstadt in Thür., gegr. 1817 von Fr. Fröbel.

Oberrealschule i. E. mit Gabelung: Reformrealgymnasium. Obersekundareife. Ostern 1930 wurde die Oberprima eingerichtet. Erziehung zu Pflichtgefühl u. vaterländ. Denken. Drucksachen durch die Leitung.

Deutsches Kolleg. Bad Godesberg a. Rhein

Paritätische Stiftungsschule. Ober-Gymnasium (von Untertertia bis Oberprima) und Ober-Realgymnasium (von Untersekunda bis Oberprima). Abiturberechtigt. 100 Schüler, davon 30 in zwei Häusern des Familieninternats. 11 Studienräte, 2 Erzieher, 10 Klassen zu 10 bis 15 Schüler. Erhebliche Verstärkung des Unterrichts in Deutsch, Geschichte, Kunstgeschichte. Viel Musik. Illustrierter Prospekt durch den Direktor Dr. Berendt.

Beziehen Sie sich stets auf die Anzeigen in dieser Zeitschrift!

Anti-Freud

von

Mynona

Kartoniert . RM 2.50
Ganzleinen RM 4.—

Die Psycho-Analyse und ihr Erfinder, der Dr. Freud aus Wien (aus Wien) werden hier von allen Seiten beleuchtet, beschnuppert, beklopft und dann durch Mynonas eisgekühlten Satiren-Wolf gedreht . . .

Mynona (Dr. S. Friedlaender) hat hier eine satirische Meisterleistung vollbracht.

PAUL STEEGEMANN VERLAG

Blähgase

verbittern das Dasein.

Lies Drebber's Entgasungskur.
Treue Hilfe. M. 1.35 franko!
Drebber's Diätschule
Oberkassel-Bonn Nr. 257

Heimarbeit vergibt P. Holfter Breslau Hb.

Dresden – Weißer Hirsch
Dr. Teuscher's Sanatorium
für Nerven- und innere Kranke

Donnershag b. Sontra Bez. Kassel

Kleines, ländl. Heim, am Bergwald bietet gute Erholungsmöglichkeit. Vegetar. u. Frischkost nach ärztl. Vorschrift. Auch kann Reformküche und neuzeitl. Gartenbau erlernt werden.
Schwester Alyke von Tümpling.

Der von
Oswald Spengler
eingeleitete, von
Mussolini
italienisch herausgegebene aufsehenerregende Aufsatz

GEBURTEN-RÜCKGANG
von Richard Korherr

aus unserem vergriffenen Dezemberheft 1927 liegt vor in

2. verbesserter Aufl. als Sonderdruck
Preis M. —.60

Südd. Monatshefte G. m. b. H.
München Sendlingerstr. 80

DR. RUDOLF ALLERS
Privatdozent f. Psychiatrie a. d. Universität Wien
Das Werden der sittlichen Person
Wesen u. Erziehung des Charakters
3. Aufl. 324 Seiten. 6.20 M.; in Leinw. 8 M.

Neuartige Auffassung vom Wesen des Charakters und praktische Fragen der Charaktererziehung. Keine Polemik. Das Buch wirkt durch Tatsachen und logische Folgerungen aus ihnen. Gesicherte Erkenntnisse moderner Psychologie durchaus berücksichtigt. Für Psychologen, Psychotherapeuten, Erzieher, Seelsorger, alle gebildeten Laien

Verlag Herder / Freiburg im Breisgau

Die Rassenhefte der Süddeutschen Monatshefte
DIE RASSENFRAGE
Das Heft will neue Wege der Erkenntnis bahnen durch sachliche Behandlung der Rassenfrage, die von Jahr zu Jahr mehr ein Weltproblem wird
RASSENHYGIENE
Die Aufsätze bekanntester Fachgelehrter vereinigen sich in diesem Hefte zu einem umfassenden Bilde vom Stand aller einschlägigen Fragen
Preis dieser Hefte je RM. 1.50
Bestellungen bei jeder Buchhandlung; wo keine am Platze, durch
SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE GMBH.
München, Sendlinger Straße 80

Neuerscheinungen

Othmar Spann hat durch seine universalistische Lehre eine wahre Erneuerung der Gesellschaftslehre und der Wirtschaftswissenschaft herbeigeführt. Wir nennen von seinen Werken außer der bereits im Novemberheft 1929 ausführlich besprochenen „Gesellschaftsphilosophie" (R. Oldenbourg, München 1928) besonders das „Fundament der Volkswirtschaftslehre" die „Kategorienlehre" (beide bei Gustav Fischer, Jena) und die „Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre" (Quelle & Meyer, Leipzig, 18. Aufl., 1928). Man kann über diese Bücher schreiben, was Schiller an Goethe am 23. August 1794 schrieb: „Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf... einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr wert, als jeden andern zu endigen." Eine eingehende Würdigung des Gesamtwerks behalten wir uns vor. O. L.

Adolf Günther, „Die alpenländische Gesellschaft" (Gustav Fischer, Jena). Diese gründliche, tiefschürfende Untersuchung betrachtet die Alpenländer wohl zum erstenmal als Sitz eines eigenartigen sozialen und politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebenskreises. Die Ergebnisse der von erstaunlicher Vielseitigkeit zeugenden Forschung, die hier kaum angedeutet werden können, sind nicht nur reich an wissenschaftlichem Gehalt; sie reichen an den Lebensnerv des volksdeutschen Schicksals heran. Soll das durch eine willkürlich gezogene Grenze getrennte deutsche Volk eine lebendige Einheit bilden, so muß ein Organismus erstehen, der der Besonderheit jedes Gliedes Rechnung trägt. Auch nach dieser Richtung will, wenn ich ihn richtig verstehe, der Verfasser Pionierarbeit leisten, damit, wie es im Schlußwort heißt, die Menschenkräfte sich regen, die die im Alpenland ruhenden politischen Werte zu heben vermögen. A. G.

Fritz und Ruth Künkel, Die Grundbegriffe der Individualpsychologie und ihre Anwendung in der Erziehung (A. Hoffmanns Verlag G. m. b. H., Berlin O 27). Die kleine Schrift hat den Zweck, die wichtigsten Erkenntnisse der Individualpsychologie gemeinverständlich darzustellen und in kurzen Zügen ihre Anwendungsmöglichkeiten auf die Erziehungslehre zu zeigen.

Sören Kierkegaard, Religion der Tat. Sein Werk in Auswahl, herausgegeben von Eduard Geismar (Kröners Taschenausgabe, Band 63). Kierkegaards Bedeutung für die heutigen Fragestellungen des Christentums wird von Jahr zu Jahr mehr erkannt. Seiner tieferen Wirkung standen bisher vor allem seine seltsam eigenwillige Schreibweise und das Fehlen einer inhaltlich und sprachlich gültigen Auswahl im Wege. Der vorliegende Band gibt nun zum erstenmal im Kern den ganzen Kierkegaard; die Hauptpartien fast aller seiner Schriften, Tagebücher und (teilweise erstmalig übersetzten) Reden sind zu einem Bild von bezwingender Größe vereinigt.

Märchenfrau und Malerdichter. Briefwechsel zwischen Malwida von Meysenbug und Ludwig Sigismund Ruhl, herausgegeben von Berta Schleicher (Verlag C. H. Beck, München). Dieser merkwürdige Briefwechsel zwischen Malwida von Meysenbug und dem Jugendfreund Schopenhauers fällt in die spätere Zeit der beiden Briefschreiber. Ein halbes Jahrhundert, nachdem Malwida auf den Knien Ruhls gesessen und seinen phantasievollen Erzählungen gelauscht hat, schreibt sie zum erstenmal an den alt und einsam Gewordenen; es kommt zu einem Briefwechsel, der bis zum Tode des 92jährigen fortgeführt wird. Er steht unter dem Zeichen Schopenhauers.

Der Dresdener Shakespeare-Forscher Christian Gaehde gibt in einem soeben erschienenen Werk „Shakespeare und seine Zeit" (Hesse & Becker-Verlag, Leipzig) die Ergänzung seiner vor einigen Jahren erschienenen Ausgabe sämtlicher Dramen. Das Buch enthält eine Lebensbeschreibung, die das ganze bis jetzt zu Tage geförderte Material über den Dichter und seine Umwelt sorgfältig verwertet, sowie sachliche und ungewöhnlich kenntnisreiche Einleitungen in die einzelnen Dramen.

E. Landau, „Das Shakespeare-Mysterium" (Pan-Verlag, Berlin W 9). Eine übersichtliche Darstellung des sogenannten Shakespeare-Problems, das Landau im Sinne der Rutland-Theorie zu lösen versucht. Man muß ihm zugestehen, daß er sich auf recht frappante Übereinstimmungen berufen kann: Daß die erste Ausgabe des Hamlet unter dem Namen Trundal (Anagramm von Rutland) erschienen ist, daß die Verlobung Rutlands mit Elisabeth Sidney am selben Tage stattfand, den Benedikt in „Viel Lärm um Nichts" als seinen Verlobungstag bestimmte, nämlich am 6. Juli, das sind Tatsachen, die den Grafen Roger Rutland jedenfalls in nahe Beziehung zum Shakespeare-Werk rücken. Gegen die These Landaus spricht eigentlich nur, daß sie dazu führen muß, die Erstlingswerke einige Jahre später anzusetzen, als es die bisherige Forschung mit guten Gründen getan hat. A. H.

Psychoenergetik und Psychokratie

Eine Hochschule des Menschseins von E. G. Paulk

Ein deutsches Ertüchtigungswerk! Lehrgang zur Weckung der schlummernden u. gehemmten Seelen-, Willens- und Nervenkräfte. Herausbildung des Selbstvertrauens u. Aneignung suggestiver Kräfte. Ablegung von Schüchternheit und Befangenheit im beruflichen, geselligen und geschlechtlichen Umgange. Stählung aller Muskeln, Gliedmaßen und des Gesamtorganismus mittels der einfachsten und raschestens wirksamen Methoden. In 20jähriger persönlicher Lehrtätigkeit vor einzelnen u. Gruppenhörern, wie an der Volkshochschule wurden Tausende zu glückhafter Lebensführung ertüchtigt. Aus den kümmerlichsten körperlichen und seelischen Schwächlingen wurden **ganze Kerle**, die das Leben meistern. Tausende der begeistertsten Dankschreiben und Erfolgszeugnisse gingen und gehen dem Verfasser ständig zu.

Vollständiges Inhaltsverzeichnis kostenlos

2 Bände zusammen in einem Ganzleinbd. RM. 16.-

Verlag Psychokratie, Hattenheim i. Rhg.

Postscheckkonto Nr. 15727 Frankfurt am Main

Neuen Adel

gilt es zu bilden, zu formen, sichtbar zu machen. Zum neuen Begreifen dessen, was adlig ist, führt uns Karl

Bösch in seinem Buche: Adel

Darüber
schreibt v. Lossow in den Monatsblättern des deutschen Schriftsteller-Verbandes:

Hier spricht ein Fürst.

Einer, dessen Seele gefestigt und gefürstet ist. Ein Mann, an dem sich ein jeder bilden kann. Echter Adel verdient Ehrfurcht. Würde muß er in sich selbst besitzen ... Ein Strom von Reine umhüllt und durchpulst dieses Buch ...

Preis geb. 4.– Mark. Verlag der

Deutschkirche

Berlin-Schlachtensee 29a

Gegr. 1869

Bayerische Vereinsbank

Kredit- und Hypothekenbank

Niederlassungen an allen größeren Plätzen Bayerns r. d. Rh.

Verwahren Sie während Ihrer Urlaubsreise wichtige Urkunden, Wertpapiere oder sonstige Wertgegenstände zuhause?

Sie sichern sich vor Verlusten durch Feuer und Diebstahl, wenn Sie sich ein

Schrankfach (Safe)

in unseren Stahlkammern mieten

Besichtigen Sie unsere Anlage!

Die Gebühr für das kleinste Schrankfach (7 cm hoch, 30 cm breit, 50 cm tief) beträgt pro Monat RM. 1.—

Zündapp S 500

mit Seitenwagen –

das ideale, sportliche Gespann

Für den Fahrer, den nur eine kraftvolle, schnelle Maschine befriedigt – für den Berufstätigen, der ein zuverlässiges, unverwüstliches Fahrzeug braucht. Billiger im Unterhalt als der kleinste Wagen, aber ungleich schneller und stärker.

Preis der S 500 ohne Seitenwagen . . . RM 1395.-

Stoye-Seitenwagen RM 395.- RM 425.-

Verlangen Sie bitte Druckschriften, auch über die übrigen Zündapp-Modelle.

REKORD RM 695.-

S 200 RM 735.-

S 300 RM 825.-

ZÜNDAPP G.M.B.H., NÜRNBERG 20 · BERLIN · KÖLN · MÜNCHEN

Gegen Psychoanalyse

Wir sehen einen Jungen auf der Straße gehen, eingehängt in eine reizlose, unschöne Frau, die ihm das Höchste auf der Welt ist — seine Mutter. Vielleicht sind in diesem Jungen schon geschlechtliche Regungen erwacht. Aber der Gedanke, daß sich derlei auf seine Mutter beziehen könnte, wäre ihm ganz unfaßbar, so unvergleichbar sind diese beiden Arten von Gefühl. Auch für Ödipus, nach dem Sigmund Freud diese furchtbare Vermischung genannt hat, war sie das Abscheulichste des Abscheulichen. (Wenn es der höchste Wunsch des Ödipus gewesen wäre, seine Mutter zu besitzen und seinen Vater zu ermorden, so wäre die Tragödie des Sophokles ein Lustspiel mit gutem Ausgang.) Die Freud'sche These widerspricht allen Tatsachen, auch der, daß in gleicher Weise wie die Söhne Millionen von Töchtern an niemandem so hängen wie an der Mutter. Sie widerspricht auch großen Gesetzen der Natur, die bei den Menschen wie bei den Säugetieren und Vögeln den Fortbestand der Welt auf die Liebe und Fürsorge der Mutter für ihre Nachkommen aufgebaut hat und die im Menschen, soweit seine Erinnerung zurückreicht und darüber hinaus, als ersten und tiefsten Eindruck, als gläubig geliebte Stütze in der Jugendzeit und als Gegenstand der tiefsten Dankbarkeit bis zum Tode, die Liebe der Mutter bewahrt hat.

Mit Aufgebot größten Scharfsinns ist es Freud gelungen, diesen Tatbestand zu verdunkeln. Es mußte ein Unbewußtes so konstruiert werden, es mußten Gesetze der Übertragung so aufgestellt werden, daß der Tatbestand nichts wurde und die Sexualität, deren ungeheure Bedeutung im organischen und im geistigen Leben kein Verständiger leugnen wird, schlechterdings alles.

Mochten solche Verallgemeinerungen von Vorkommnissen bei einzelnen Kranken oder sogar nur bei einem Kranken — wie unsere Leser aus diesem Heft ersehen werden, gibt es berühmte Psychiater mit der Erfahrung eines Menschenlebens, denen nie ein solcher Fall vorgekommen ist —, mochten solche Verallgemeinerungen in der Psychiatrie, wie jede auf die Spitze getriebene wissenschaftliche Theorie, vielleicht zu neuen Funden führen, in der Wirkung auf die Patienten, ja auf die ganze Menschheit sind sie die Vergiftung eines der wenigen menschlichen Verhältnisse, die ihr, der Menschheit, noch als heilig gelten. Sie liegen auf der Linie des europäischen Nihilismus, der Zersetzung aller geltenden Werte, die wir von Nietzsche herleiten. Und hier beginnt unser Kampf gegen Psychoanalyse. Wir wenden uns nicht gegen die neuen Erkenntnisse, die wir ihr auf einem genau umgrenzten Gebiet zweifellos verdanken, aber wir wenden uns immer da gegen sie, wo sie beansprucht, über Dinge zu urteilen, die ihr nicht zugänglich sind. So haben wir schon in unserem Juni-Heft 1928 „Krisis der Religion?" gegen die Psychoanalyse der Religion Einspruch erhoben. Das vorliegende Heft soll im gleichen Sinne über die weltanschaulichen Voraussetzungen der Psychoanalyse unterrichten, über die Probleme, die uns die Abkehr ehemaliger Freudianer (Adler, Jung, Maylan) vom Meister aufdeckt, und über die Gefahren, die eine Anwendung psychoanalytischer Methoden auf andere Lebensgebiete mit sich bringt.

Die Psychoanalyse behandelt die menschliche Seele als Sinnesorgan für Lust und Unlust. Sie will nicht wissen, daß die Seele zwar in einem Koordinatensystem Lust- und Unlustträger, in einem anderen aber etwas anderes ist. In ihrer eigenen Sprache zu sprechen ist das Lust- und Unlustsystem die Verdrängung der absoluten Werte. Da die Erkenntnis dieses Tatbestandes dem Psychoanalytiker schwere Bürden auferlegen würde, flüchtet er in seine Neurose: die Wahrheit für eine Neurose zu halten.

Die psychoanalytische Bewegung im Rahmen der Geistesgeschichte

Von Alfred E. Hoche in Freiburg i. Br.

Wenn die Zahl der Anhänger, die Breite der Wirkung und die lebhafte Zustimmung der Mitläufer den inneren Wert einer geistigen Bewegung bestimmten, wäre es um die Psychoanalyse wohl bestellt; alles das hat sie aufzuweisen; nach unseren Erfahrungen über die Art solcher Entwicklungen beweist das indessen sehr wenig; man hat allen Grund mißtrauisch zu sein gegen neue Erkenntnisse, die sozusagen vierspännig daherfahren; dauerhafte Einsichten auf geistigen Gebieten kommen langsam, unscheinbar, zu Fuß, bedeckt vom Wegesstaub. Selbst in der Physik und in der Chemie, die gelegentlich von einem Tag zum anderen die Welt mit einer glänzenden Entdeckung überraschen, bilden diese Ereignisse in der Regel nur den Abschluß einer langen, dem Laien verborgenen Spanne planvoller, mühseliger Vorarbeit. Selbstverständlich ist auch Freud nicht ohne Vorläufer; aber die Bewegung, die seinen Namen trägt, ist sein persönlichstes Werk; er hat den, einen Teil der Welt faszinierenden, Hauptschlag so früh getan, daß er, ein ungewöhnlicher Fall, noch Zeuge seiner vollen Auswirkungen wurde, und er lebt lange genug, um nun auch den Niedergang des von ihm Begründeten, den Zwiespalt im eigenen Lager und den Abfall der Jünger mitansehen zu müssen; in diesem Zusammenhange wirkt Freud als tragische Figur.

Was lehrt und was will die Psychoanalyse? Wer heute von Psychoanalyse spricht, muß zunächst bestimmen, was er darunter versteht; die Bewegung ist so in die Breite gegangen, ihr Strom hat sich in so viele auseinanderstrebende Rinnsale verteilt, daß der alten Bezeichnung heute nur noch die Bedeutung eines Sammelnamens zukommt. „Psychoanalyse" meint an dieser Stelle nur Freuds Originallehre; ebenso wie wir, um das „Christentum" kennen zu lernen, nicht bei Konzilbeschlüssen und Kirchenvätern verweilen dürfen, sondern auf die Evangelien selbst zurückgreifen müssen. Freuds Lehrgebäude trägt ein doppeltes Gesicht: es entspricht seiner Entstehungsgeschichte, daß es sowohl ärztliche Theorien wie philosophische Anschauungen umschließt; in letzterer Hinsicht stellt es eine der möglichen Philosophien des Unbewußten dar, die dem Wanderer Wegweiser in Bezirken sein wollen, in deren Dunkelheit er selber nichts zu sehen vermag; für die volkstümliche Meinung ist Freud derjenige, der für die Seele die Brunnen der Tiefe erschlossen hat — wenn es so wäre, eine Tat von unsterblichem Glanze.

Die eigentliche Achse der Freud'schen Lehre ist der Satz: es gibt unbewußte Seelenvorgänge; nach seiner Meinung ist damit „eine einschneidende Neuorientierung in Welt und Wissenschaft" angebahnt. Wir müssen einige seiner Beweismittel kurz betrachten. Das eine sind die „Fehlleistungen" (Versprechen, Verhören, Vergessen, Verlegen usw.), bei deren Gestaltung Motive aus dem Unbewußten mitwirken sollen. Hierzu hat Freud als feiner psychologischer Beobachter, als der er weiter leben wird, in verdienstlicher Weise Material zusammengebracht, das jeder aus eigenem Erleben bei einiger Aufmerksamkeit auf den Vorgang bereichern kann; über die tatsächlichen Hintergrundsvorgänge ist damit freilich nichts ausgesagt.

Das andere sind die Vorgänge des Traumes, deren Deutung eine Hauptstütze der psychoanalytischen Lehre bildet. Die Bilder des Traumes sind danach nicht dem regellosen Zufall überlassen; sie sind sinnvoll und bringen Dinge, namentlich

Wünsche zum Ausdruck, die der Mensch sich nicht eingestehen will, oder die ihm auch im wachen Zustande nicht klar bewußt sind; der Traum als Wunscherfüllung spielt im Dogma eine beherrschende Rolle, und seine Deutung in diesem Sinne ist eine der wichtigsten Aufgaben. Da die Sache für gewöhnlich nicht zu stimmen scheint, werden ausgedehnte Hilfskonstruktionen erforderlich: die Traumbilder sind nicht das, als was wir sie nehmen, sie sind symbolisch; das, was der Erwachende von seinen Träumen in Erinnerung behält, der „manifeste Trauminhalt" ist nicht wesentlich; dahinter steckt das eigentlich Wichtige, der unbewußte „latente Trauminhalt", der seinerseits eine unbewußte innerliche Zensur passiert, ehe er zum Traum wird. Man sieht, wie unbewiesene und unbeweisbare Behauptungen gehäuft werden müssen, um das zum allgemein gültigen Glaubenssatz zu erheben, was als Einzelfall vielleicht einmal gelten mag. Es ist klar, daß allein schon die These vom symbolischen Charakter des Geträumten jeder Willkür in der Deutung dessen, was das Symbol besagt, die Tore öffnet. Das methodisch ohne weiteres Tödliche ist aber die Ignorierung der Tatsache, daß wir von unseren Träumen überhaupt nur einen verschwindend kleinen Bruchteil beim Erwachen noch zur Hand haben, und daß auch dieser Rest sich unter unseren Händen sehr rasch zu verändern und bis auf Bruchstücke zu zerfließen pflegt. Es besteht nicht die geringste Sicherheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit dafür, daß das Tageswissen um die seelischen Vorgänge im Schlafe eine brauchbare Wiedergabe des Geträumten darstellt. Wer sich jahrzehntelang mit den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten kritischer Traumbeobachtung herumgeschlagen hat, lächelt über den kindlich anmutenden Versuch, aus solchen kümmerlichen Fetzen einen Königsmantel schneidern zu wollen. Die Traumdeutung ist — auch für jeden Laien erkennbar — der bei weitem schwächste Teil der Lehre, und gerade sie gilt für die Gläubigen als tragender Pfeiler.

Eine weitere Reihe von Beweismitteln wird in der Lehre von der „Verdrängung" dargeboten. Zugrunde liegen wiederum ursprünglich richtige Beobachtungen über die Art und Weise, wie Menschenkinder mit unangenehmen äußeren und inneren Erlebnissen fertig werden. Das Normale ist, daß die sich daran anschließenden Gemütsbewegungen und peinlichen Denkvorgänge, die „Komplexe", entsprechend einem gesetzmäßigen Bedürfnis nach einer Lösung drängen und sie in der Regel irgendwie finden, z. B. durch unmittelbare Erwiderung einer tätlichen Beleidigung, durch einen Zornesausbruch mit motorischer Entladung, durch Beichte mit Absolution usw.; bleibt dieser befriedigende Vorgang aus, wird der Affekt nicht „abreagiert", so verdrängt nach Freud sein Träger, um seine Ruhe zu bekommen, das Erlebnis ins Unbewußte, wo es, in mannigfachen Formen und Verkleidungen weiterlebend, zunächst dem Ich entzogen ist, ohne deswegen seine Existenz aufzugeben; diese kann sich nun noch jahrzehntelang später bemerkbar machen und zwar besonders gern durch das Auftreten einer Nervenkrankheit von irgendwelcher Färbung.

Hier setzt nun das ärztliche Handeln ein, von dem die ganze Lehre ursprünglich ihren Flug begann, die Heilung der Neurose durch Analyse der Psyche des Kranken; es kommt darauf an, den dem Kranken unbewußten alten, eingeklemmten Affekt zu finden und ihn, u. U. auch gegen innerliches Widerstreben, durch die Möglichkeit freien Aussprechens zu beseitigen; die dabei anzuwendende Technik ist das spezielle, in Hunderten von Abhandlungen erörterte Handwerkzeug des Psychoanalytikers, von dessen Einzelheiten hier, wo es nur um das Grundsätzliche geht, ebenso wenig die Rede sein soll, wie von der auf die meisten abstoßend wirkenden These, daß besonders sexuelle Erlebnisse zur Verdrängung mit ihren üblen Folgen disponieren sollen.

Auch diese eine zeitlang höchlichst bewunderte Lehre ist nicht haltbar. Zunächst ist gänzlich unbewiesen, daß jemals jemand auf diesem Wege der Verdrängung alter Affekte krank geworden ist; es liegt diesem Gedanken der dem Laien allerdings

einleuchtende Glaube zugrunde, daß nervöse und psychische Störungen auf psychologischem Wege zustande kämen; dieser Glaube ist in der Hauptsache irrig. Derartige Erkrankungen sind fast immer schicksalsmäßige Ereignisse, zu denen der Mensch seiner Uranlage nach von Geburt an bestimmt ist; ich erinnere hier an das gleichartige und gleichzeitige Erkranken von räumlich weit getrennten, in verschiedenen Lebenskreisen existierenden Zwillingen. Die unbefangene Beobachtung führt zu dem resignierten Schluß, daß wir im einzelnen Fall fast nie wissen, warum jemand gerade so und gerade dann nervös oder psychisch erkrankt. Wenn man sieht, welche Ungeheuerlichkeiten, wie z. B. das wochenlange Ausharren in der Hölle der Sommeschlacht, von wirklich Gesunden ohne seelische Entgleisungen ertragen werden, lächelt man über den Gedanken, der dem Psychoanalytiker selbstverständlich ist, daß z. B. eine Frau mit 50 Jahren eine Psychose bekommen soll, weil sie seinerzeit den Affekt nicht abreagiert hat, daß sie im Backfischalter von einem Vetter in die Waden gekniffen wurde. Wer durch solche Einflüsse krank wird, braucht es nicht erst zu werden; er war es schon in dem Sinne, daß er die bestimmende Disposition zum Krankwerden in sich trug. Die Freud'sche Betrachtungsweise vernachlässigt das allgemeine Gesetz, dem die Kurve unserer Gemütsbewegungen zu unserem Heile unterworfen ist; niemand könnte ein Leben ertragen, in dem wir alles Schwere, das uns jemals traf, in gleicher Weise als schmerzliche Last mitschleppen müßten; auch die im Augenblick nicht gelösten Affekte mildern sich rascher oder langsamer, aber schließlich doch einmal; es ist z. B. mehr als eine gesellschaftliche Sitte, wenn es üblich ist, auch äußerlich ein Jahr lang um einen Toten zu trauern; schmerzliche Erinnerungen verlieren ihre Schärfe nach und nach von selbst, auch ohne daß der Weg der Verdrängung beschritten werden müßte. Die Reihe der selbstverordneten psychologischen Heilmittel ist ja wohl bekannt — Rache, Aussprechen, Ausweinen, Austoben, resignierte Bescheidung, Beichten; die Kirche, die alte Meisterin psychologischer Technik, wußte sehr wohl, was sie ihren Gläubigen mit diesem Heilmittel — unter Umständen — für eine Wohltat erweist. Ein anderes kommt noch dazu: die Persönlichkeiten, die wir als Psychopathen bezeichnen, haben von vornherein zu den Affektdingen ein krankhaftes Verhältnis; sie werden im Augenblick von irgendwelchen einschneidenden Erlebnissen schärfer getroffen als der Normale, und sie haben das Unglück einer besonders starken Nachdauer der Affekte. Diese selben Menschen werden dann später nervenkrank oder geisteskrank, nicht weil sie an verdrängten Affekten leiden, sondern weil sie so sind, wie sie sind. Krankwerden und Nichtfertigwerden mit Gemütsbewegungen stehen nicht in ursächlichem Verhältnis zu einander; sie sind Zweige desselben Stammes. Die tatsächliche Situation wird also von der psychoanalytischen Lehre auf den Kopf gestellt.

Diese Stichproben müssen hier genügen; was wir grundsätzlich an ihnen feststellen, finden wir in sonstigen Teilen der Lehre auf Schritt und Tritt: mit dogmatischer Bestimmtheit vorgetragene Behauptungen, die teils offenkundig falsch, teils unbewiesen sind; fast immer ist der Hergang dabei der, daß die Überzeugung vor den Tatsachen da ist, und daß diese ihre Beleuchtung und Deutung aus der vorher schon bestehenden Meinung beziehen. Ein solches Verfahren ist möglich nur auf Gebieten, die, wie die Lehre vom Unbewußten, zu einer zwingenden Beweisführung überhaupt keine Gelegenheit geben; diesen Mangel finden wir auch sonst in Fragen geistigen Inhalts, auf die mathematische Beweismethoden nicht anwendbar sind. Die Stärke der Wirkung auf kritisch gestimmte Dritte kann dann nur in dem Eindruck liegen, daß beim Zustandekommen einer neuen Erkenntnis alle uns beschiedenen Hilfsmittel des Verstandes herangezogen worden sind, daß es intellektuell rechtschaffen zugegangen ist. Daß dies in der Psychoanalyse an vielen Stellen

nicht der Fall ist, gehört zu den wesentlichsten Einwänden, die jede ernste wissenschaftliche Betrachtungsweise zu machen hat. Es ist derselbe Vorwurf, den Schopenhauer gegenüber Hegel in allen Abstufungen der Schärfe des Ausdrucks vorbrachte, wie denn überhaupt die formalen Analogien zwischen der Freud'schen Methode und der Hegel'schen Denkweise deutlich genug hervortreten: hier wie dort glatte Ergebnisse, nichts, was unerklärt bliebe, scheinbar tiefe Erkenntnisse von Sinn und Bedeutung des Lebens, wohlklingende Worte, breitester Einfluß in alle möglichen Geistesgebiete hinein und — dieser Teil der Entwicklung ist für die Psychoanalyse noch im Anzug — die nachhinkende Erkenntnis, daß es sich um ein schönes Feuerwerk handelt, nach dessen Verleuchten es so dunkel ist wie zuvor. Man hat ein sicheres Kennzeichen für den Dauerwert einer neuen Lehre: wenn sie mühelos auf jede Frage eine befriedigende Antwort weiß, kann man sicher sein, daß es sich um dialektisch gewonnene Scheinergebnisse handelt. Für dialektische Kunstgriffe ist gerade die Lehre vom Unbewußten bei seiner Unbestimmtheit ein verlockendes Feld. Die tatsächliche Lage und die Grenzen der Erkenntnis sind dabei leicht zu bestimmen.

Das Unbewußte ist ein Riesenreich im Vergleich zu dem ganz engen Kreis dessen, was im Augenblicke vom Lichte des Bewußtseins beschienen wird; daneben gibt es zwischen Volldunkel und Tageshelle einen breiten Bezirk der Dämmerung, in dem wir alle Abstufungen der Bewußtheit nach Lichtgrad und Bestimmtheit der Linien in uns beobachten. Ein großer und nicht der unwichtigste Teil unserer Gefühle, Stimmungen, Triebregungen lebt in diesem Dämmergebiete, teils für immer, teils auf Zeit; das Maß der Schärfe und Helligkeit dieser seelischen Vorgänge hängt ziemlich weitgehend von unserem Willen ab. Das Gebiet des Volldunkels enthält zunächst nur Möglichkeiten seelischen Geschehens, aber in einer uns völlig unbekannten Form; wir wissen nur, daß Gedanken, Bilder, Einfälle, Einsichten aus jenem Dunkel auftauchen, teils ohne unser Zutun, teils auf unseren Befehl, dem aber oft genug, wenn die seelische Konstellation nicht günstig ist, auch der Gehorsam verweigert wird bis zur vollen Rebellion. Die wissenschaftliche Betrachtungsweise beschränkt sich dabei in dem Eingeständnis: vom Unbewußten wissen wir nichts, und wir können nichts davon wissen. Wir haben keine andere Wahl, als seelisch nur das zu nennen, was uns bewußt ist; sobald wir diese beiden Begriffe voneinander lösen, wenn wir ein unbewußtes Seelenleben annehmen, zerfließt uns die ganze Frage unter den Händen; es ist dies kein Streit um Worte, sondern eine ganz klare und scharfe Alternative; natürlich ist es, wenn man Gläubige findet, nicht schwer, Hypothesen darüber aufzustellen, was sich auf dieser dunklen Hintergrundsbühne abspielen mag; man kann über den Inhalt eines festverschlossenen Gefäßes unbesorgt Behauptungen aufstellen, wenn man die Sicherheit hat, daß es nie geöffnet werden wird; nur darf man nicht sagen, daß das noch wissenschaftliche Methode ist. Freuds Erfolge wären nicht verständlich, wenn seine Darstellung nicht etwas ungewöhnlich Suggestives hätte; der kritische Leser kommt dabei aber nicht von dem unbehaglichen Gefühl los, daß er fortgesetzt auf der Hut sein muß, um den Punkt nicht zu verpassen, wo der Irrweg des Denkens abzweigt; nach und nach entdeckt er dann, mit welchen dialektischen Methoden die Scheinergebnisse eingebracht werden: unmerkbares Einschleichen neuer Begriffe, die sich logisch aus dem Vorausgehenden nicht ergeben, Gleichsetzen von Vorstellbarkeit eines Vorganges mit seiner Wirklichkeit, Verwechslung von Möglichkeit mit Sicherheit, von Vergleichbarkeit und Ähnlichkeit mit Identität.

Eine weitere bemerkenswerte Eigentümlichkeit zeigen die Untersuchungen Freuds und der Seinigen: es ist nirgends die Rede von den Fehlerquellen der Methode. Sonst beginnt bei jeder wissenschaftlichen Untersuchung das Verfahren mit der Prüfung des Materials oder der Instrumente; man würde lachen über einen Astronomen, der Ergebnisse veröffentlicht, ohne nachgesehen zu haben, ob seine

Linsen richtig geschliffen sind, über einen Chemiker, der nicht weiß, ob die Urstoffe rein sind, die er verwendet; niemand würde einen Physiker ernst nehmen, der Bilder von der Menschenexistenz auf dem Jupiter entwirft, ohne sich auch nur die Frage vorzulegen, ob die Temperaturverhältnisse dort überhaupt organisches Leben zulassen. Für die Psychoanalytiker gelten solche elementaren Grundsätze als veralteter Ballast. Wenn in der Verleihungsurkunde des Goethe-Preises an Freud seine naturwissenschaftliche Methode hervorgehoben wird, so ist dies gerade das letzte Lob, das man ihm hätte spenden dürfen.

Bei dieser Sachlage drängt sich uns die Frage auf: Wenn dies alles so ist, wie erklärt sich dann der Aufstieg der Psychoanalyse? Daß ein Vater sein Kind, ein Forscher seine Theorie liebt, ist natürlich; aber wie bekommt er die anderen dazu, diese Gefühle zu teilen? Entgegenkommend und vorbereitend wirkte ein Negatives: der Überdruß eines Zeitalters an der materialistischen Betrachtungsweise, die Sehnsucht nach gefühlsmäßig befriedigenden Einsichten, dieselben Stimmungen also, die das Aufblühen aller verheißungsvollen, dunklen Pseudowissenschaften förderten; auf psychologischem Gebiete kam dazu der Eindruck von dem immer wieder verkündeten „Bankerott der Schulpsychologie" und das Welken der Hoffnungen, die man auf die experimentelle Arbeitsrichtung gesetzt hatte; Freud streckte eine Hand aus, die statt der Steine Brot zu geben schien, und die Hungrigen griffen zu. Dieselbe Art von Menschen, die sich seinerzeit für Hegel begeisterte, schwärmt heute für die Psychoanalyse. Das menschliche Bedürfnis, schmerzlich empfundene Lücken des Wissens mit sympathischen Bildern zu füllen, ist unwandelbar; es war nie anders; in gewissen Geistesstrukturen lebt die Vorliebe für Leute, die über Unwißbares in einleuchtender Form etwas zu sagen wissen. Kritische Bescheidung, resignierte Anerkennung der harten Grenzen unseres Erkennens kann niemals die Stimmung der Menge sein. Das Problem des Unbewußten ist an sich besonders verlockend; eine Lehre, die uns hier ahnen läßt, muß ja wohl „tief" sein, und wenn sie noch dazu schwer verständlich oder unklar ist, so ist sie „bedeutend". Die Zahl der selbständigen Beurteiler ist so gering; nichts ist unbeliebter in der Welt als die Mühsal eigenen Denkens; die von Freud mit Auskünften aus dem Gebiet der Dunkelheit Beschenkten bilden eine natürliche Schutzgarde für den Schenker; im Angriff auf ihn sehen sie ihre eigenen Gefühls-Besitztümer bedroht; der Skeptiker, ja schon der vorsichtige Kritiker und Warner ist ein unsympathischer Störenfried des Optimismus der neuen Lehre, die sich glänzend auf breite Wirkung verstand. Ich kenne niemanden, der in dem Maße wie Freud die geniale Gabe besaß, für alte Dinge neue Worte von zündender Schlagwortwirkung zu prägen, Worte, die genügende Lebenskraft besitzen, um aus einem zunächst wissenschaftlich gemeinten Gebiet mit erstaunlicher Geschwindigkeit Eingang in den allgemeinen Sprachschatz zu finden. Alle Welt spricht heute von eingeklemmten Affekten, von Verdrängung, von Komplexen usw. und unterliegt dabei dem natürlichen Irrtum, zu glauben, daß neue Worte auch eine neue Einsicht bedeuten müßten. Von der tatsächlichen Unrichtigkeit der Verdrängungslehre war schon die Rede; aber auch mit den Komplexen ist es nichts Rechtes; ihr Inhalt war uns von jeher wohlbekannt; wir wußten auch vor Freud, daß stark gefühlsbetonte Gedankengänge eine beherrschende Stelle im Seelenleben einnehmen, daß sie das ganze Sein stören, in schwere Konflikte äußerlicher und innerlicher Art führen können; aber erst seit sie Komplexe heißen, sind sie wirklich beachtenswert geworden. Der alte wohlbekannte Blaukoller vielbestrafter Verbrecher heißt heute Schupokomplex; ein chronischer moralischer Katzenjammer nennt sich Minderwertigkeitskomplex; der fast gesetzmäßige Gesinnungszwiespalt zwischen den aufeinander folgenden Generationen, zwischen Sohn und Vater, ist der Ödipus-

kompler; gerade er zeigt besonders deutlich, welche Wirkungen eine glückliche Wortprägung auszuüben vermag; in der modernen Literatur, in Romanen und Novellen, aber auch in ernsten psychologischen Schriften hat der Ödipuskomplex vollen Kurswert; augenscheinlich legt sich niemand die Frage vor, ob es denn wirklich so alltäglich ist, wie die Psychoanalytiker es annehmen, daß ein Sohn seine Mutter zu besitzen und den Vater tot zu schlagen wünscht; ich selbst und viele andere, die über breitere Erfahrung verfügen, haben etwas Derartiges nie gesehen.

Eine Erörterung über solche Punkte mit einem Psychoanalytiker ist nicht möglich; ganz abgesehen von der Überheblichkeit, mit der die Vertreter der „Tiefenpsychologie" auf gewöhnliche Menschen herabsehen, hat man das lähmende Gefühl, daß das übliche Handwerkszeug der Logik versagt, daß man es nicht mit dem Intellekt, sondern mit dem Willen des anderen zu tun hat; wer weise geworden ist, macht keine Versuche mehr zu Erörterungen mit Psychoanalytikern, die genau so zur Unfruchtbarkeit verurteilt sind wie wissenschaftliche Gespräche über Religion mit einem Gläubigen, über Politik mit einem Fanatiker.

Was wird daraus werden? Die Bewegung zeigt heute schon verfallene Züge; das Originaldogma zerfließt, Jünger verlassen den Meister und werden Häupter eigener Richtungen und Strömungen; eine große Zahl hurtiger Maulwürfe durchwühlt dialektisch den Boden, der das Lehrgebäude bald nicht mehr wird tragen können; auch das charakteristische Zeichen des Niedergangs einer persönlich begründeten Bewegung ist schon da: Schüler beweisen dem Lehrer und Stifter, daß er sich selber mißverstanden hat.

Die Psychoanalyse als Behandlungsmethode wird sich noch eine kurze Weile halten; ihre Grundlage ist eine morbide Doktrin, eine Heilslehre für Dekadente, für Schwächlinge aller Arten, und deren wird es immer mehr als genug geben. Das Ende der therapeutischen Wirksamkeit bestimmen im Falle der Psychoanalyse nicht die Wissenschaft, nicht die ausübenden Ärzte, sondern das Publikum; das Ende ist da, sobald die Hilfesuchenden merken, daß die Psychoanalyse nicht mehr leistet als andere Methoden auch, daß sie Heilbare heilt und Unheilbare ungeheilt läßt.

Gegenüber dem Menschen Freud wird bleiben die Anerkennung vielfacher Belebung und Bereicherung, die er teils als feiner Beobachter, teils auf dem Wege der Erzeugung des Widerspruchs, der Psychologie geschenkt hat, die Achtung vor seinem Mute des Denkens und Aussprechens; der dogmatische Teil seiner Lehre ist dem Untergange geweiht; die Psychoanalyse als Bewegung wird in der Geistesgeschichte verzeichnet werden als ein neuer, mit Energie und Geist unternommener, aussichtsloser Versuch, in das Reich des Unbewußten und Unbeweisbaren vorzudringen.

Die weltanschaulichen Voraussetzungen der Psychoanalyse

Von Rudolf Allers in Wien

Jede Psychotherapie muß sich, ob sie das ausdrücklich betont oder nicht, in ihrer theoretischen Grundlegung den ganzen Menschen vorhalten. Sie kann, da sie ja immer die Person und deren Schicksal, Artung und Verhalten ins Auge fassen muß, systematisch nie anders als durch eine umgreifende Anthropologie begründet werden. Alle Anthropologie ist ihrer letzten Absicht nach notwendig eine philosophische; d. h. sie muß auf die Frage nach dem eigentlichen Wesen des Menschen Antwort geben. Sobald der Mensch sich in seinem eigenen Sein fragwürdig wird, er-

hebt er zugleich damit die Frage nach Sein überhaupt, als einen Teil dessen er sich ja begreift; denn er findet zunächst sich und kann nur so nach sich selbst fragen, sofern er sich vorerst von allem anderen abgehoben hat. Das Ich kann sich niemals problematisch werden, wenn es nicht zugleich die Problematik des Nicht-Ich ergreift. Damit aber ist gesagt, daß jede Anthropologie nie anders als in Weltanschauung gegründet entworfen werden kann, also auch Psychotherapie (als System: denn für vereinzeltes psychotherapeutisches Handeln ist natürlich solche ausdrückliche und weitausschauende Grundlegung nicht erforderlich) in ihrer jeweils vorliegenden Eigenart von der sie begründenden Weltanschauung her geprägt sein muß. Während es angesichts eines, wenn auch auf bestimmte theoretische Ansichten aufgebauten Heilverfahrens sonstiger Art, etwa für Behandlung der Tuberkulose, sinnlos wäre, nach weltanschaulichen Hintergründen zu fragen, ist solche Frage an psychotherapeutische Systeme nicht nur sinnvoll, sondern unerläßlich, wenn anders jene aus ihrem wesentlichsten Kern heraus verstanden und gewertet werden sollen.

Dies liegt in der Natur der Sache, fließt aus dem eigentümlichen Sinn aller Psychotherapie. Die Behauptung, solche Frage habe für das Urteil über Wert oder die Richtigkeit psychotherapeutischer Lehren keine Bedeutung, verkennt diesen Sachverhalt; ihm gegenüber fällt die Berufung auf Empirie überhaupt nicht ins Gewicht. Es läßt sich auch zeigen, daß alle Formulierungen psychotherapeutischer Schulen ihre Besonderheit der jeweils dahinterstehenden Weltanschauung verdanken.

Diese Weltanschauung ist nicht notwendig die, welche die Anhänger einer solchen Schule ausdrücklich bekennen. Oft genug bestehen hier arge Widersprüche, die für den Betreffenden unerträglich sein müßten, wenn er ihrer inne würde. Da es aber zweierlei ist, sich einer Disziplin in praxi zu bedienen und über deren letzte Voraussetzungen theoretisch zu reflektieren, so kann es geschehen und geschieht es unaufhörlich, daß manchen Anhängern einer Lehre die Frage nach deren weltanschaulicher Grundlegung gar nicht aufdringlich wird. Diese Frage zu beantworten ist nicht der Lehre selbst, sondern der Theorie dieser Lehre, der geistesgeschichtlichen und philosophischen Einordnung aufgegeben. Daher kann der Umstand, daß Anhänger der Psychoanalyse verschiedenen weltanschaulichen Richtungen huldigen, so wenig eine Begründung für die Annahme einer weltanschaulichen Neutralität abgeben, wie es für eine bestimmte weltanschauliche Grundlage der Theorie spräche, wenn alle Psychoanalytiker einer einzigen Weltanschauung huldigten. Die Frage nach jener Grundlage kann vielmehr nur aus der Struktur der Theorie selbst und den in ihren Sätzen beschlossenen Vor-Urteilen gestellt und beantwortet werden.

Auch wenn man sich die psychoanalytische Lehre nur in ihren allgemeinsten Grundzügen vergegenwärtigt, ohne auf Einzelheiten einzugehen, lassen sich einige für sie wesentliche Momente leicht auffinden, ohne welche dies System überhaupt nicht bestehen könnte und deren Anerkennung nur innerhalb einer eindeutig bestimmbaren Weltanschauung möglich ist. Bei deren Bewertung muß man dessen eingedenk sein, daß Psychoanalyse keineswegs nur eine Theorie der Struktur und Entstehung gewisser Abwegigkeiten sein will, sondern Anspruch erhebt, über die Beschaffenheit des Menschen schlechthin, also auch des gesunden, Gültiges auszusagen. Die Psychoanalyse konstruiert den Menschen „von unten", d. h. das Eigentliche ist für sie dasjenige, was der Mensch, als im Nur-Lebenden Verankertes, mit anderen Lebewesen gemein hat. Daß sie dies Eigentliche den Trieb nennt, ist dabei von grundsätzlich geringerer Bedeutung, eben wie es für die hier beabsichtigte Einordnung gleichgültig ist, welche und wie viele Triebe anerkannt werden (die Lehre hat in diesem Punkte manche Wandlung durchgemacht). Der Trieb ist der Psychoanalyse insofern das Eigentliche, als ihm erstens alle Energie menschlicher Strebungen und Interessen entstammt, zweitens er in Gestalt der unverhüllten und ur-

sprünglichen Triebziele — d. h. jener Verhältnisse, in welchen die Befriedigung eintreten kann — die Ur- und Vorbilder aller Zielsetzung überhaupt beistellt. Man weiß, daß andere als unmittelbar der Triebbefriedigung dienende Zielsetzungen nach psychoanalytischer Lehre nur möglich werden, sofern nach Verdrängung der originären Triebrepräsentanzen (eben der Vorstellungen der unmittelbar Befriedigung gewährenden Verhältnisse) die Triebenergie anderen Gegenständen zugewendet wird, im Prozeß der Sublimierung. Aus dieser Konstruktion folgt: Gegenstände, welche Strebensziele werden können, verdanken diese Möglichkeit dem Umstande, daß an ihnen der (sublimierte) Trieb irgendwie einen Anhub findet. Sofern nun irgend etwas Strebensziel ist, bedeutet es ein Gut. Als Gut ist der Gegenstand Träger eines Wertes. Die Psychoanalyse ist, nach dem eben Gesagten, gezwungen (wenn sie folgerichtig sein will), jeden Wert letzten Endes mit dem Trieb in einen genetischen Zusammenhang zu bringen. M. a. W.: die Psychoanalyse kann nur einen Wertrelativismus und einen Wertsubjektivismus kennen. Damit ist weiter gesagt, daß ein letztlich von rein vitalen Bedürfnissen unabhängiges Gut für die Psychoanalyse nicht annehmbar sei. Den von dieser Lehre allein vertretbaren Standpunkt könnte man so bezeichnen: Werthaft, ein Gut ist nur, was ein mögliches Strebensziel ist; d. h. was einem Triebe unmittelbar oder mittelbar zugeordnet ist.

Indem die Psychoanalyse die Triebe zum Eigentlichen im Menschen macht, muß sie notwendig zu einer atomistischen Konstruktion des Menschwesens gelangen. Sie ist, auch wenn sie mit noch so großer Ökonomie zu Werke geht, gezwungen, von vorneherein eine Mehrheit von Trieben — wie hoch deren Zahl sei, bleibt gleichgültig — zu setzen; denn nähme sie nur einen einzigen, allgemeinen Lebensdrang (nach Art etwa des Bergson'schen élan vital) an, so stände sie vor der Frage, wieso sich dieser in phänomenal verschiedene Verhaltensweisen (denen verschiedene Gegenstandsbereiche zugeordnet sein müßten) aufspalte. Bilden nun die Triebe das Ur-Material, so müssen sie auch das eigentliche Wesen des Menschen erschöpfend unter sich aufteilen. Etwas anderes als Triebhaftes darf es ursprünglich nicht geben, und was in späterer Umbildung als nicht-triebhaft erscheint, darf so eben nur erscheinen, muß seinem letzten Wesen nach aber doch von der Natur des Triebhaften sein. Daher kann es nichts geben, worin diese Triebe etwa oder auf das sie wirkten, nichts was diese Triebe hätte; denn mit einem solchen Medium, worin die Triebe wären, oder einem Ich, welches die Triebe (oder deren seelische Widerspiegelungen) erlebte, wäre eben ein nicht-triebhaftes Drittes eingeführt, für das innerhalb der psychoanalytischen Theorie kein Platz ist. Daher müssen die Triebe ursprünglich unverbunden, als selbständige Elemente nebeneinander bestehend gedacht werden.

Zu der gleichen Konstruktion von einander unabhängig bestehender, sohin auch diskreter und gewissermaßen durch einen intermolekularen Raum von einander getrennter Elemente gelangt man auch in folgerichtiger Fortführung einer anderen Grundvorstellung psychoanalytischer Lehre. Man weiß, daß dieser zufolge die Bedeutung, die irgendeinem seelischen Vorkommnisse innerhalb des Dynamismus des Seelenlebens zukommt, von dem Betrag an Energie abhängt, welcher dem betreffenden einzelnen Seelischen anhaftet. (Dieses, in der Psychoanalyse überall maßgebende, quantifizierende Prinzip wird in mannigfachen Fachausdrücken ansichtig: Libidobesetzung, eine Libidomenge oder ein Libidobetrag werden von etwas abgezogen usw.) Da nun psychische Energie — von der weiter nicht untersucht werden soll, ob ihr Begriff überhaupt und ob er gar in der von der Psychoanalyse beliebten Form zulässig sei — nicht an den (intentionalen, gemeinten) transsubjektiven Gegenständen haften kann, sondern nur an der psychischen Seite irgendeines Erlebens (oder, wenn dieser Ausdruck die Einschränkung auf nur Bewußtes mit sich führen sollte: eines seelischen Vorkommnisses), ferner diskrete Energiebeträge nicht

in einem Kontinuum, vielmehr allein in von einander getrennten Gebilden lokalisiert sein können, folgt, daß die psychoenergetische Grundkonzeption der Psychoanalyse nur durchführbar ist, wenn eine atomistische Vorstellung zugrunde gelegt wird.

Diese Auffassung entspringt offensichtlich der gleichen Grundhaltung wie der oben bezeichnete Relativismus und Subjektivismus, eben dem Bestreben zur Konstruktion von unten, zum summativen Aufbau aus Elementen und zur Verleugnung übergreifender Ganzheiten, sowohl innerhalb des seelischen Geschehens die einzelnen seelischen Vorkommnisse übergreifender — also eines Ich — als auch solcher, die das menschliche Leben in höhere Zusammenhänge eingliedern möchten.

Eben derselben Geistigkeit entspricht es, wenn die Psychoanalyse jegliches Erleben und Verhalten als von der Vergangenheit her determiniert ansieht. Sofern die Lehre sich selbst treu bleibt, kann sie nicht umhin, jede Handlung, jedes Verhalten, jeden Augenblick eines individuellen Lebens als erschöpfend bestimmt aufzufassen einmal durch die augenblickliche, von der Person wesenhaft unabhängig gegebene Umweltsituation, sodann durch die Gesamtheit alles bis zu diesem Augenblick verflossenen Erlebens oder Erfahrens dieses Menschen. Wenn ein Anhänger der Psychoanalyse von Freiheit anders als im Sinne eines Erlebniszuges, also im Sinne einer objektiven, seinsmäßigen Bestimmtheit des Menschen spricht, so wird er seiner Lehre untreu. Freiheit, auch im gemäßigten Grade, und die psychoanalytische Konstruktion des Menschen sind schlechthin unvereinbar.

Psychoanalyse kann demgegenüber nicht etwa einwenden, sie behandle nur eine Seite oder einen Aspekt des Menschen, sehe diesen etwa nur in seiner Naturbestimmtheit und wolle über sonstige Möglichkeiten nicht vorentscheiden. Redete sie so, so wäre sie nicht mehr, was sie ja sein will und zu sein behauptet, eine Lehre von dem Menschen; ja sie wäre überhaupt nichts mehr, weil eine Psychotherapie nur als Anthropologie oder auf dem Boden einer solchen allein möglich ist. Die Psychoanalyse ist entweder wertrelativistischer Determinismus oder nichts.

Anhänger der Psychoanalyse haben sich gegen den angeblich erhobenen Vorwurf zu verteidigen gesucht, daß sie durch die Zurückführung auch der höheren Ziele des Menschen auf Triebhaftes jenes Höhere entwerteten, und erklärt, daß es für die Werthöhe eines Gegenstandes nichts ausmache, aus welchen Quellen das Streben nach ihm gespeist werde. Abgesehen davon, daß diese Behauptung bestritten werden könnte, indem darin zwar nicht die Entwertung des werttragenden Gegenstandes, wohl aber die der auf seine Erlangung oder Verwirklichung abzielenden Handlung gelegen sein dürfte, geht es bei den aus diesem Punkte gegen die Psychoanalyse erhobenen Bedenken gar nicht um das, was in der Erwiderung abgewehrt wird. Nicht darum handelt es sich, daß alles Streben nach Werten, auch höchsten, aus triebhaften Quellen seine Energie beziehe, sondern darum, daß dadurch alle phänomenal scharf unterschiedenen Werte auf einen einzigen, nämlich den der vitalen Lust zurückgeführt werden. Daß diese Zurückführung in sich unmöglich ist, den phänomenalen Gegebenheiten zuwiderläuft, die verkehrte Annahme nur einer Lustart vom Typus der Befriedigung macht u. a. m., soll uns hier nicht kümmern. Für die Beurteilung des weltanschaulichen Hintergrundes aber sind zwei dabei sichtbar werdende Momente aufschlußreich: das Bestreben des Zurückführens und das damit verbundene Bestreben zur Vereinfachung.

Den hier kurz gezeichneten Grundhaltungen psychoanalytischen Denkens ist es durchaus gemäß, wenn Freud in seinen letzten Schriften kulturphilosophischen Gehaltes etwa die Religion als eine durch die weitere Entwicklung der Menschheit aufzulösende Illusion hinstellt[1]). Darin liegt weder eine Inkonsequenz noch eine die-

[1]) Vgl. den Aufsatz „Psychoanalyse der Religion", Juniheft 1928 der S.M., „Krisis der Religion".

sem einen Manne persönlich eigentümliche Auffassung, sondern die folgerichtige Fortführung der im psychoanalytischen System gelegenen Voraussetzungen, deren Aufgabe das System nicht nur in Einzelheiten, sondern in seiner Gänze unmöglich machen müßte. Alle Versuche, sich diesen Folgerungen zu entziehen, Religion (wie übrigens jede sonstige nicht wertrelativistische Anschauung) mit Psychoanalyse vereinbaren zu wollen, erweisen sich kritischer Sichtung als durchweg schwächliche und in sich widerspruchsvolle Ausgleichsversuche.

Faßt man nun die angegebenen Momente zu einem Gesamtbild zusammen, so kann Psychoanalyse nur als Ausgeburt eines in sich folgerichtigen, in seiner Folgerichtigkeit sogar bis zum Extrem gesteigerten, materialistischen Naturalismus angesprochen werden. Als solcher, in ihrem Bestreben der Konstruktion „von unten her", aus Elementen, in ihrer Blindheit für den Bestand objektiver Geltungen, in ihrer diesem Naturalismus gemäßen hedonistischen Deutung alles menschlichen Handelns, in allen diesen Einzelzügen ist diese Lehre das Kind des 19. Jahrhunderts. Wie an ihr die Entwicklung etwa ethnologischer Kenntnisse spurlos vorübergegangen ist und sie heute noch an Behauptungen festhält, die sich längst als irrig erwiesen haben, so ist auch ihre materialistische Einstellung sich stets gleich geblieben. Der Struktur der Theorie nach gehört Psychoanalyse mit der Gesellschaftstheorie eines Marx eng zusammen. Beide Theorien sind Konstruktionen „von unten her"; beiden bedeutet das Materiale — die Triebe da, die Wirtschaft dort — das Eigentliche, aus dem sich das Höhere nur als Überbau — in der Psychoanalyse geschieht dies durch die Sublimierung — entwickelt, ohne einen Eigenbestand, ein Eigensein zu besitzen.

Freilich enthält die Psychoanalyse, zwar nicht in ihren vortheoretischen Grundlagen und auch nicht in ihrer systematischen Durchführung, wohl aber in ihrer ursprünglichen Absicht Momente, die in eine andere Geistigkeit hineinweisen. Insofern sie ja ausging den ganzen Menschen zu erfassen, ist sie für die geistige Wandlung der Jahrhundertwende symptomatisch. Allzu sehr aber dem naturalistisch-materialistischen Denken verhaftet, vermochte sie dieser eigensten Absicht in keiner Weise gerecht zu werden. Den Aufruf nach Erfassung eines Ganzen beantwortet sie mit der ungemäßesten Methode: der Analyse. Psychoanalyse stieß, da sie neu war, auf Widerstand, weil man ihr Unwissenschaftlichkeit — und das hieß dazumal: nicht-naturwissenschaftliche Denkweise — vorwarf; heute begegnet sie dem entgegengesetzten Einwand. Dies ist kein Widerspruch. Um 1900 spürte man deutlich die Absicht, und fühlte sie als abweichend von den herrschenden Denkgewohnheiten; heute, da die Geistesgeschichte einen großen Schritt weiter gegangen ist, wird das Verharren im Rahmen jener Geistigkeit deutlich empfunden. Darum wird sich das Schicksal dieser Lehre auch nicht entscheiden durch Nachprüfung u. dgl., überhaupt nicht auf dem Boden der Empirie, sondern mit den großen weltanschaulichen Fragen. Wenn der Geist siegt, ist die Psychoanalyse gerichtet; wenn Erdgebundenheit, Verfallenheit an das Nur-Lebendige, Unglaube an geltende Werte und hohe Aufgaben sich verbreiten, wird die Psychoanalyse weiter Anerkennung finden.

Darum ist auch die Frage, wie man sich zur Psychoanalyse stellt, keineswegs eine Frage bloßer Wissenschaftlichkeit. Es geht nicht um Anerkennung oder Ablehnung einer mehr oder weniger einleuchtenden Theorie oder einer mehr oder weniger erfolgreichen Methode der Krankenbehandlung. Es geht vielmehr darum, wie der Mensch, sein Wesen und seine Stellung im Reiche des Seienden überhaupt gesehen werde. Der Kampf gegen die Psychoanalyse ist sohin (wie der Kampf gegen manche andere Erscheinung dieser Tage übrigens auch) der um das Ewige im Menschen. Zur Psychoanalyse Stellung nehmen heißt Stellung nehmen für oder gegen die Seele, für oder gegen das Ideal, für oder gegen Gott.

Die Psychoanalyse am Scheidewege

Von Charles E. Maylan in München

„Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil." Goethe.

Wenn ich hier die Idee der Psychoanalyse zur Erörterung stelle und die Auseinandersetzung damit beginne, daß ich dem von Freud aus der Tiefe heraufgeholten Gedanken einer geistigen Wirklichkeitsgewinnung des Menschen durch die Erkenntnis seiner Gründe den Begriff eines psychoanalytischen „Freudismus" gegenüberstelle, so will ich damit zum Ausdruck bringen, daß mir die Zeit gekommen scheint, den geistigen Kern einer umwälzenden psychologischen Erkenntnis aus der materialistischen Schale herauszulösen, in der er verschlossen steckt. Denn bisher tritt noch nirgends die Idee der Psychoanalyse, jenseits ihrer Technik, rein zutage.

Die Psychoanalyse wird heute von der Mehrzahl urteilsberechtigter Menschen als ein höchst fragwürdiger Fremdkörper im europäischen Kulturleben empfunden. Diese Einstellung ist bei den einen begründet in ihrer natürlichen Furcht vor dem Neuen und in der Unkenntnis seines wirklichen Wesens, bei andern in der Angst vor sich selber und der Ahnung von einer unbekannten Macht, die ihr in falscher Beruhigtheit dahinlebendes Selbst gefährlich aufrühren könnte. Wieder andere verschließen sich aus einem gesunden Instinkt, unnahbar für jeden zudringlichen Übergriff eines materialistisch überheblichen und gegenüber geistigen Werten ahnungslosen Intellekts, und versperren dem erspürten Feinde ihrer lebendigen geistigen Ganzheit die Tore.

Dieser Versuch also: in engstem Rahmen andeutungsweise eine Antwort zu geben auf die noch ungeklärte Frage nach dem geistigen Wesen, dem Wert und den Grenzen der psychoanalytischen Methode geht von der Grundvorstellung aus, daß der Gedanke der Psychoanalyse zwei verschiedene Ausdeutungs- und Vollzugsmöglichkeiten bietet. Die eine nach dem Sinn des materialistischen Analytikers, und ihr gegenüber eine ganz andersartige Deutung und Benutzung desselben analytischen Gedankens nach dem Sinn des intuitiven Synthetikers.

Die beiden Typen des analytischen und synthetischen Menschen vermögen der an sich neutralen Angelegenheit reiner psychologischer Kausalitätserforschung ein ganz verschiedenes Antlitz zu geben. Und die schwerwiegende Frage ist nun: ob der materialistische Boden der Weltanschauung Freuds sich letzten Endes als tragfähig erweist für die Lehren der Psychoanalyse, und ob auf dem seinem Typus entsprechenden rationalistischen Wege eine volle Reifung des von ihm entdeckten Kernes überhaupt möglich sei.

Mit dieser Fragestellung ist aber schon eine Antwort nach der negativen Seite gegeben. Die genaue Beobachtung der Tatsachen rechtfertigt die Befürchtung, daß eine intellektualistische Ausdeutung der analytischen Funde auf materialistischer Weltanschauungsgrundlage auf halbem Wege stecken bleiben muß. Die Psychoanalyse würde damit ihre überzeitliche Bedeutung einbüßen und zu einer bloßen Zeiterscheinung von technischer Wichtigkeit herabsinken.

Das Zurückbleiben hinter ihrer großen Aufgabe ergibt sich im Grunde aus ihrer Gebundenheit an die Persönlichkeit ihres Entdeckers. Ich nenne darum diese Befangenheit im materialistischen Geist Freudismus. Der Freudismus stellt sich damit als Lehre in Gegensatz zu der von ihm selbst geforderten und verheißenen Wahrhaftigkeit und kann in der praktischen Anwendung sein Versprechen geistiger Ge-

fundmachung nicht halten, zu deren Vermittlung die Psychoanalyse durch die Kraft ihrer psychischen Vereinigung berufen ist. Sie stellt somit in dieser Fassung die seelische Erkrankung selber dar, die zu heilen sie sich anheischig gemacht hatte.

Das Wesen der Psychoanalyse ist etwa folgendes: Durch die Einführung der freien Assoziationsmethode ist ein Zugang zur unbewußten Wirklichkeit des Seelenlebens geschaffen, die sich in den scheinbaren Absurditäten unserer Träume, Fehlleistungen, Ängste symptomatisch ausspricht, in einer für unsern Stolz und unsere Vernunft so unbegreiflichen und unglaubhaften Weise. An dem Höllenhunde der „Zensur" vorbei führt der dunkle Gang der Analyse in das unterweltliche Labyrinth der — lebendig, dennoch unwirklichen, gespenstischen und lebensdurstigen Todesschatten, die Blut zu trinken verlangen, damit sie zur Sprache des Lebens gelöst werden... Zu diesem ungewissen Abstieg ist einige Tapferkeit erforderlich, und ursprüngliche Not der Seele zu dieser Tapferkeit. Es gehört verantwortlichste Künstlerschaft dazu, die unheimlichen und unheilvollen Schatten zu rufen und zu bannen.

Eine Erlösung von psychischem Leiden durch den verwandelnden Schock eines solchen erkennenden Abstiegs zu den ungelösten mütterlichen Gründen hat auch Freud selbst im Sinne gehabt, als er seine Psycho-Analyse schuf. Es steht darum auch nicht im Widerspruch mit der eigentlichen Absicht ihres Schöpfers, wenn wir für die angestrebte Vergeistigung der Psychoanalyse den alten Namen beibehalten, umso mehr als auch ihre Technik erst auf diesem Wege ihre Vollendung finden kann.

Freud hat uns zwar als gewaltiger Revolutionär den Weg zu diesem reichen Quell neuer Erkenntnisse, zu dem Jungbrunnen geistiger Gesundung und neuer Glücksmöglichkeiten erschlossen. Aber mit der durchstoßenden Erschließung ist das große Werk noch nicht vollendet. Die Psychoanalyse gleicht einer kulturenbefruchtenden Quelle, deren Auffindung wir allerdings nur dem fanatisch bohrenden Spürsinn einer so starken analytischen Begabung wie der Freuds verdanken konnten. Doch dieser unheimlich geheimnisvolle Quell der einmal angebohrten menschlichen Untergründe birgt große Gefahren: er kann, ungefaßt, grenzenlos überschäumen und, von seinen Schlacken unbereinigt, wertvolles Kulturland der Seele hemmungslos überfluten und vernichten. Die Möglichkeit einer solchen Gefährdung der Kultur, sowohl im einzelnen Menschen wie in der Gemeinschaft, ist mit einer mechanistischen Handhabung der analytischen Methode durchaus gegeben. Der Geist der Technik, auf organisches Leben übergreifend, bedroht das Leben mit schematisierender Verarmung.

Es bedarf deshalb des Synthetikers, um das drohende Übel einer rationalistisch abbauenden Analyse zu bannen. In ihrer vergeistigten Form ist indes der Psychoanalyse noch eine große Zukunft beschieden, weit über die Zeitbedingtheit ihrer Entdeckung und über die weltanschauliche Gebundenheit ihres Schöpfers hinaus. Sie ist berufen, eine europäische Technik zu unserer geistigen Wesentlichwerdung darzustellen, die der längst geübten Technik des orientalischen Denkens ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen an die Seite treten kann. Aber diese Zukunft muß ihr der synthetische Mensch erst schaffen, von dem Nietzsche als dem „neuen Philosophen" spricht.

Wie unterscheidet sich denn nun der wesentlich auf Synthese von dem wesentlich auf Analyse gerichteten Menschen? Mit dieser Frage scheiden sich die Geister so grundsätzlich von einander, daß es ihnen schwer wird, sich noch zu verständigen.

Der materialistisch-analytisch veranlagte Mensch geht bei seiner Deutung der Lebensphänomene von seiner sinnlichen Einzelerfahrung aus, die er als objektiv gegeben betrachtet, und baut die einzeln gesammelten Beobachtungen zum Ganzen einer logischen Konstruktion zusammen. Eine solche Konstruktion wird zwar allen Bedingungen des Intellekts gerecht; sie entbehrt jedoch dabei des Wesentlichen: des organischen Lebens.

Auf dem Boden eines solchen konstruktiv vorgehenden Rationalismus steht der psychoanalytische Materialismus der Freud'schen Schule, der sich selber letzter Inhalt und oberste Instanz ist. Er unterscheidet sich demnach in seiner Sinnesart und in seiner Einstellung zur Wirklichkeit des Lebens grundlegend von einer geistigen Betrachtungsweise. Ihm bedeuten die Rätsel der Natur, die Freud verlockt haben, seine psychoanalytischen Forschungen aufzunehmen und mit der größten Anspannung und Zähigkeit sein Leben lang durchzuführen, nichts anderes als die Geschlechtsverhältnisse der Eltern, auf die des Kindes Neugierde unstillbar, unabgelöst fürs ganze Leben, gerichtet ist. Künstlerische, philosophische, ethische, religiöse Betätigungen des menschlichen Geistes sind in dieser Betrachtungsweise nicht mehr als Verschiebungen solcher ursprünglichen infantilen Schaubegierde auf andere Interessengebiete. Sie behalten in dieser eindeutig materialistisch empfundenen „Sublimierung" ihre ursprüngliche animalische Qualifikation als ihr allein wirkliches Wesen bei. Zu einer Vergeistigung ist diese Auffassungsweise weder gewillt noch fähig. Sie kann jede geistige Leistung nur als symptomatisch für unerledigte psychische Mängel einschätzen. Wir hören darum auch Freud offen von einer geglückten „Flucht des Künstlers aus seiner Neurose" sprechen. Ähnlich spricht er von der ihm wesensfremden Philosophie als einer bloßen spekulativen Angelegenheit und von dem ihm unbekannten „ozeanischen Gefühl" in der Religion als einer atavistischen Illusion; er verwechselt das schicksalhaft und wesentlich dem Menschen eingeborene sittliche Formgesetz mit der dem einzelnen aufgezwungenen gesellschaftlichen Moral und erlebt in der Kultur in erster Linie ein Unbehagen für das Wunschglück des Individuums.

Im Gegensatz zu dieser Auffassung lehnt es ein synthetischer Geist, aus dem gesunden Instinkt seiner andersartigen Veranlagung, entschieden ab, diese Auslegung als auch für ihn allein maßgebend anzuerkennen. Der synthetische Mensch nimmt den Ausgangspunkt seiner Beobachtungen und Gestaltungen von der in ihm schlummernden bildhaften Idee, die das geistige Urbild seiner mystischen Ganzheit darstellt. Von dieser unverlierbaren geistigen Totalität aus erwirbt und schafft er sich seine Einzelerkenntnisse, die er dann in die primär vorhandene Ganzheit seines Denkens organisch einordnet. Er braucht nicht minder empfänglich zu sein für die neuen Erkenntnisse der analytischen Kausalitäten im psychischen Geschehen. Aber das auch ihm wohl erkennbare Interesse der Kinder für die rätselvollen Vorgänge der Zeugung und Geburt wie für die natürliche Unterschiedlichkeit ihrer eigenen Geschlechtsmerkmale erscheint ihm in anderem Lichte als dem grob materialistisch eingestellten Beobachter. Ihm bedeuten die analytisch erkannten materiellen Tatsachen nur eine in der individuellen Erfahrungszone sich ausdrückende vernunftgerechte Symbolik für das tief vererbte mystische Weisheitsgut der Menschheit von den ewigen Rätseln um Vergehen und Werden. Denn dies sind ihm Urweisheiten, von deren irrationaler, dem Verstande ewig unlösbarer metaphysischer Problematik seine religiösen Anschauungen, seine philosophischen Bemühungen und seine künstlerischen Gestaltungen zu allen Zeiten andachtsvoll erfüllt gewesen sind.

So unterscheidet sich in seinen geistigen Grundvoraussetzungen sowohl wie in seinen Zielen und selbstverständlich auch in seiner praktischen Behandlungsweise der synthetische Mensch grundlegend vom analytischen, der schöpferische Geistige vom rationalistischen Wissenschaftler.

In dem Materialismus der Freud'schen Anschauungsweise liegt also die Grenze, aber natürlich zugleich innerhalb dieser eingehaltenen Begrenzung auch die Stärke der rein formal zu begreifenden und in der Therapie jeweils am rechten Orte einzusetzenden Wissenschaft von der psychischen Verursachung „nervöser" Abirrungen der Einzelteile von einer ihnen übergeordneten Ganzheit. Eine solche

Abirrung der dann nicht mehr mit dem Ganzen verbundenen Einzelteile (Affekte) aus der ihnen bestimmten Ordnung im seelischen Organismus bezeichnen wir heute mit einem medizinischen Sammelbegriff als Neurose.

Freuds Genie hat nun die fruchtbare Möglichkeit geschaffen, die körperlichen Krankheitssymptome, Depressionen und zwanghaften Fehlleistungen „nervöser" Leidender auf einen psychischen Faktor als ihre Ursache zurückzuführen. Sie sind, gerade auch in der Freud'schen Auffassung, nicht mehr als materiell in sich abgeschlossene Wirklichkeiten zu begreifen, sondern als notwendige und verräterische Ventile für die durch Kultur eingeengte Dynamik der Seele. Daher sind sie dem Therapeuten willkommen als Wegweiser zu den psychischen Gründen der wirklichen, im Unbewußten gelagerten Krankheitsursache. Von hier aus kann nunmehr das gesamte Problem der seelischen Erkrankungen (= Kränkungen in vergessener früher Kindheitsperiode) und ihrer geistigen Gesundung (Synthese) durch richtige Erkenntnis (Analyse) neuartig und überraschend aufgerollt und zu lebendiger Wirklichkeit geführt werden. Was Freud auf diesem Wege angebahnt hat, ist eine ganz neue Auffassung vom psychischen Geschehen und von seinem — kranken Ausdruck. Diese Schöpfung bleibt als wissenschaftliche Großtat ersten Ranges und als der Beginn einer neuen Aera therapeutischer Bemühungen in der Geschichte unserer Zeit bestehen und an den Namen Sigmund Freud geknüpft.

Freud, der historisch auf der medizinischen Linie von der Hypnose und Suggestion, auf der philosophisch-psychologischen nach Nietzsche kam, hat der ärztlichen Betrachtung für das Verständnis Nervöser einen neuen Begriff des Unbewußten gebracht. Wo nur immer in den menschlichen Äußerungen bewußtes Wissen und zweckhafter Wille kraft psychoanalytischer Einstellung ausgeschaltet werden konnten, da fand Freud in der rhythmisch regelmäßigen Wiederkehr einer übereinstimmend deutbaren Symptomatik eine einfache, aber vor dem Bewußtsein verborgene — er sagte „verdrängte" — psychologische Realität. Er entdeckte auf diesem Wege die bisher mit seltener Hartnäckigkeit übersehene Tatsache der kindlichen Sexualität, deren einander ablösende Stadien in der Gewinnung der Genitalstufe ihren Abschluß finden. Und aus dieser Beobachtung entwickelte er seine trotz aller Einseitigkeit bahnbrechende analytische Sexualtheorie.

Die Einführung der Geschlechtlichkeit in die Psychologie als Trägerin eines bedeutungsvollsten psychischen Inhalts: der Qualität des Schöpferischen, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Es gehört Mut zu diesem Erkenntniswege, welcher unserer bisherigen moralischen, sexualscheuen Lebensausdeutung peinlich entgegenläuft. Und diese wissenschaftlich neu erfaßte Tatsache verankerte er in unserm Bewußtsein mit dem treffend geprägten Wort „Genitalität".

Zur Illustrierung des Freud'schen Begriffs der Genitalität diene die Kontrastierung durch sein Gegenteil. Dieses Gegenteil ist Unerwachsenheit, ist Kind-Gebliebensein, ist seelische Gespaltenheit, Halbheit, Unwahrhaftigkeit und Unfreiheit, Mangel an Schicksal, ist das Versagen vor geistigen Entscheidungen: im analytischen Sprachgebrauch „Ambivalenz". Diese seelische Verfassung besteht in angst- und reuevollen Schwankungen mangels inneren Maßes zwischen Ja und Nein, zwischen Anmaßung und Zerknirschtheit, zwischen einer Überhebung bis zur Gottähnlichkeit und einem unvermittelten Absturz in lächerlich lähmende Minderwertigkeitsgefühle, zwischen männlicher Entschlossenheit und gleichzeitiger, die Entscheidung aufhebender weiblicher Nachgiebigkeit, zwischen Verantwortlichkeit und damit unvereinbarer Lustgewinnung. Diese peinvolle seelische Schwankung hat durch Freud in der Aufstellung des Ödipuskomplexes beredten Niederschlag gefunden. Der berüchtigte Ödipuskomplex bezeichnet die im Erwachsenen erhalten gebliebene Seelenlage des Kindes,

das einem autoritativen moralischen Gebot ausgeliefert ist und dauernd schwankt zwischen Fürchten und Hoffen, zwischen unruhigem Begehren und scheuem Niemals-Dürfen.

Demnach haben wir den Sinn des psychoanalytischen Eingriffs ins unbewußte organische Leben zu verstehen als eine Nacherziehung der in einem kindlichen Abhängigkeitsverhältnis zu den Eltern verbliebenen Unsicherheiten und Unselbständigkeiten im erwachsenen Menschen.

Was dann, aus einer solchen allgemeingültigen Perspektive beobachtet, der Sohn in seinem Sehnsuchtsverhältnis zur Mutter fürchtet, ist die Störung durch den Vater-Rivalen. Diese Angst vor dem Vater, welche den Hauptakzent des Ödipuskomplexes bildet, und die darum im Mittelpunkt der Lehre Freuds steht, ist nicht bloße Ausgeburt einer spekulativen Phantasie, sondern ist lebendige Erfahrung, die im seelischen Haushalt jedes Kulturmenschen die größte Rolle spielt. Das Steckenbleiben Freuds selbst aber im Ödipuskomplex, das seinen tiefsten Grund in seiner unüberwindlichen Angst vor dem Vater hat, ist nicht auf ein subjektives Versagen dieses bedeutenden Gelehrten zurückzuführen, sondern vielmehr auf seine schicksalhafte Gebundenheit an eine letzten Endes moralische Weltanschauung, wie sie uns im Mythus vom Baum der „Erkenntnis" mit eindeutiger Sexualsymbolik altbekannt entgegentritt. Angst vor dem Vater und Rache gegen ihn, gegen alles Obere, das ihm den Vater repräsentiert, zeichnen Freuds Lehre aus; und dieser Affekt bezeichnet eben die unheilvolle „nervöse" Krankheit, deren Erkenntnis dem an Gesundheit und Leben schier Verzweifelnden wohl gelang, deren Lösung aber erst aus der Kraft einer tiefer verstehenden Liebe gewonnen werden kann.

Denn wie tief auch der hassende Mensch erkennen mag, — nur der liebende Mensch versteht. Er ist der synthetische, der ganzheitliche Mensch; und — wie Nietzsches prägnantes Wort besagt: „Nur die ganzen Menschen können lieben." Mit Nietzsches richtig verstandenem Bilde vom Übermenschen begegnet sich indessen — nicht auf qualitativ gleicher Höhe, aber in der psychologischen Einsicht eigenartig übereinstimmend — die von Freud gestellte Forderung einer Überwindung des Ödipuskomplexes durch Gewinnung der „Genitalstufe".

Aber im Schöpfer der Psychoanalyse und in seinem Werk herrscht ein unheilbarer Bruch. Sein geniales Werk ist in seinem Ursprung zu begreifen als aus dem Wunsche geboren nach der Auflösung aller formenden Bindungen im Bereich seelischer Entfaltungsmöglichkeiten und aus der unversöhnlichen Rache eines syntheseunfähigen analytischen Typus an den gelungeneren, glücklicheren, „oberen" Menschen und den ihnen zugehörigen Lebenswerten. Freuds Haß trieb ihn wie ein Stachel im Fleische, alle geistigen Werte zu unterwühlen, an deren ihm unerreichbarer Höhe er als Sehnsüchtiger geblendet litt. Gegen diesen Geist wandte sich darum sein leidvoller Weltwille, wie uns das Motto seines Hauptwerks verrät: Flectere si nequeo superos acheronta movebo: „Kann ich die Oberen nicht beugen, so will ich — die Hölle gegen sie aufrühren!" —

So glaube ich, die verborgene Realität des dargebotenen großen Geschenkes Freuds an die Menschheit von morgen einschätzen zu dürfen. Und unser Dank sei, daß wir dieses Geschenk über das Vermögen seines Stifters hinaus methodisch ausbauen, und es einem geistigen Gesamtplan organisch einfügen.

Mir scheint, als stünden wir heute am Anfang einer solchen Erlösungsmöglichkeit der Erlösungslehre Freuds von der Gebundenheit ihres Ursprungs und ihres Schöpfers. „Denn noch von Größerem, als alle Erlöser waren, müßt ihr, meine Brüder, erlöst werden!" ruft uns die Stimme Zarathustras prophetisch zu.

Die psychoanalytische Therapie

Von Adolf Albrecht Friedländer in Freiburg i. Br.

Zu der Zeit, da ich Hilfsarzt in der Jenaer Nervenklinik war — vor 34 Jahren — begann ich der seelischen Krankenbehandlung meine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Während meiner medizinischen Ausbildung und der darauf folgenden zweijährigen ärztlichen Tätigkeit, die meinen nervenärztlichen Bestrebungen eine wissenschaftliche Grundlage geben sollten, hatte ich von „psychotherapeutischer Theorie" recht wenig gehört, ihre praktische Anwendung jedoch durch meinen unvergeßlichen Lehrer Nothnagel kennengelernt. Schlecht bestallt in geldlicher Beziehung — noch gab es keine ärztlichen Gewerkschaften — war ich wohl bestallt insofern, als ich das Glück hatte, in dem leider so früh verstorbenen Brodmann einen Freund für das Leben und einen Wegweisenden auf dem Gebiete der Seelenkunde zu gewinnen. Er lehrte mich die Technik der Hypnose; ihm gelang die Beeinflussung einer Zwangskranken, die jahrzehntelang unter ihrem Leiden gelitten hatte.

In der Klinik befand sich ein 25jähriges Mädchen, Fräulein H. Ihr Leiden galt als unheilbare „chronische Melancholie". Jeder Behandlungsversuch scheiterte an ihrer Absperrung. Man konnte annehmen, daß eine schwere seelische Last sie bedrücke und verstummen ließ, aber man wußte hierüber nichts. So kam es, daß sie als „Pensionärin" fast beschäftigungs- und ganz teilnahmslos in der mir unterstellten Abteilung dahinlebte, bis die Oberin der Klinik, die vielleicht manchem älteren Arzte, sicherlich aber mir an Erfahrung überlegen war, mich auf diese Kranke aufmerksam machte und bat, ich möchte mich eingehend mit ihr befassen. Ich will hier nicht schildern, wie es gelang (u. a. mit Hilfe gemeinsamer Musikübungen), die Sperrung allmählich zu beseitigen, Vertrauen anzubahnen und eine Tiefen-Hypnose einzuleiten. Diese deckte Ursprung und Verlauf der Krankheit auf. Das tief religiöse Mädchen war von dem Ehemann ihrer Freundin geküßt worden. Diesem Ereignis folgte ein Angsttraum. Sie fühlte, wie sie mit ihrem Bette tiefer und tiefer sank, bis sie in der Hölle angelangt war. Sie hörte den Ruf: Du bist verflucht! Am folgenden Morgen war Fräulein H. seelisch vollkommen verändert. Was mir die Kranke in der Hypnose erzählt hatte, wiederholte ich ihr im Wachzustande. Die Erinnerung kehrte wieder; an sie schloß sich eine schwere Erregung an. Nach erfolgter Beruhigung berichtete die Kranke über ihr Leben, ihre Erziehung, jenen Vorfall mit allen Einzelheiten.

Aus der Vorgeschichte führe ich in Kürze folgendes an: Sie verlebte als Tochter eines starrgläubigen Pfarrers eine freudlose Jugend in großer Einsamkeit. Frühzeitig verlor sie ihre Mutter. Den Haushalt leitete eine Tante, die jede Selbständigkeit der Nichte untergrub. Der „Teufelsglaube" spielte bei den weiblichen Mitgliedern der Familie eine große Rolle. Fräulein H. war immer schwächlich, „blutarm" und von Gedanken darüber gequält, ob sie auch den rechten christlichen Lebenswandel führe. Ein kleines Erbteil benützte sie, um sich als Musiklehrerin auszubilden. Sie faßte zu einem Freunde ihres Bruders eine tiefe Neigung, die sie „verdrängte". Eines Abends kam es zu dem oben geschilderten Vorfall. Die Selbstvorwürfe über den ihr geraubten und doch von ihr erwiderten Kuß führten zu einem vollständigen körperlichen und seelischen Zusammenbruch. Sie wagte nicht, über jenes Ereignis zu sprechen, das ihr als Werk des Teufels erschien. Der Versuch, sie durch Wechsel der Umgebung günstig zu beeinflussen, schlug fehl. Ihr Befinden wurde immer schlechter und machte die Überführung in die Irrenanstalt

notwendig. Auf jene seelische Erschütterung folgten schwere Herzstörungen, die als Angina pectoris gedeutet wurden.

Eine durch mehrere Monate fortgesetzte seelische (nicht hypnotische) Behandlung führte zur Heilung. Mit der Behebung der Angstzustände schwand auch das „Herzleiden". Eine später eingegangene und von ihr gelöste Verlobung veranlaßte keinen Rückfall. Nach wie vor hing sie der Kirche treu an. Zusammen mit ihrer Tante leitete sie ein Fremdenheim, beschäftigte sich in der Gemeindepflege, fühlte sich glücklich und zufrieden und blieb dauernd geheilt.

In den von Breuer und Freud verfaßten Arbeiten „Über den psychischen Mechanismus hysterischer Phänomene" (1893) und „Studien über Hysterie" (1895) tauchen jene Begriffe auf, die heute zum seelenkundlichen Gemeingut gehören (wenn auch nicht überall offiziell anerkannt) und nicht nur auf die Heilkunde befruchtend einwirkten, sondern bahnbrechend wurden für viele, außerhalb der Medizin liegenden neuen Erkenntnisse.

Freud trennte sich von Breuer, von der Hypnose, und arbeitete das Verfahren der seelischen Zergliederung, der Psychoanalyse, aus. Diese Behandlungsart „soll" nur derjenige vornehmen, der seinerseits restlos durchleuchtet, analysiert, und somit zur Erkenntnis seines innersten Wesens, seiner Hemmungen, Verdrängungen usw. gebracht wurde.

Von dem Bestreben geleitet, mit Vertretern der Psychoanalyse persönliche Fühlung zu gewinnen, suchte ich zwei Männer (A. und B.) auf, die zu den ersten entschiedenen Anhängern Freuds gehörten. (Der eine geriet wenige Jahre später in scharfen Gegensatz zu Freud. Die engen Bande wurden zerrissen.)

Herr A. erklärte: Der Grund meiner gegnerischen Einstellung zur Psychoanalyse läge in einem bestimmten sexuellen Komplex, den ich mir nicht eingestehen wolle.

Herr B. unterzog mich einer Traum-Analyse und Assoziationsprüfung; er faßte seinen Befund in dem Satz zusammen: Ein so komplexloser Mensch wie Sie ist mir noch nicht untergekommen!

Die Psychoanalyse verlangt von dem Kranken die Mitteilung seiner Träume und die Wiedergabe aller Einfälle unter möglichster Entspannung und Ausschaltung von Widerständen. Die Träume und die durch das Spiel freier Gedankenverknüpfung (Assoziation) zutage getretenen „Einfälle" müssen von dem Psychoanalytiker gedeutet werden. Den stets oder häufig sich bemerkbar machenden Widerstand des Kranken zu beseitigen, ist eine der schwierigsten Aufgaben des Psychoanalytikers. Sie verlangt große Erfahrung, Deutungskunst, Takt, Geduld.

Das gesamte Schrifttum über den Traum besitzt kein besseres Werk als das Freuds.

Ist aber die Einbildungskraft des Psychoanalytikers schon in der Bewertung der „freien Einfälle" ziemlich ungebunden, so gibt es überhaupt keine Schranken für denjenigen, der die Freud'sche Traumlehre als Grundlage der psychoanalytischen Behandlung (wie der Aufhellung des Unterbewußten oder Unbewußten) anerkennt.

Freud und seine Schüler verkündeten, nur die Psychoanalyse sei imstande, Neurosen (und Psychosen) zu heilen, sie ursächlich zu behandeln. Hypnose, Wachbeeinflussung beseitigen lediglich Erscheinungen; der Kern der Krankheit bleibe unbeeinflußt. Dieser Kern enthalte sexuelle Wünsche, verdrängte Triebe; ihn umhüllen als Schichten die (oft in körperliche Erscheinungen umgewandelten) neurotischen Störungen (Konversion). Die Psychoanalyse müsse bis zur frühesten Kindheit vordringen, restlos durchgeführt werden, auch wenn viele Monate, selbst Jahre hiezu benötigt würden.

Ich behandelte ein älteres Fräulein, das von einem Psychoanalytiker während 10 Jahren (mit zwischenliegenden langen Pausen) analysiert worden war. Ihm wie mir gelang es, die Kranke zu beruhigen, ihre Angstträume zu deuten und die

Erregbarkeit zu mildern. Ich erzielte eine weitgehende Besserung bei der Kranken dadurch, daß sie meiner Anregung folgend ihr Leben beschrieb („Roman einer Psychopathin"), worin sie das Ergebnis unserer Analysen „verdichtete". Geheilt haben wir beide sie nicht. Aber arbeitsfähig wurde sie, als ihre Mutter starb und sie gezwungen war, sich außerhalb des Mutterhauses in einen anderen Rahmen einzufügen. (Erweckung des „Gemeinschaftsgefühls" nach Adler.)

Freuds Arbeiten über den Traum werden m. E. ihre Bedeutung niemals verlieren. Wer aber die von ihm behaupteten psychologischen und psycho-pathologischen Grundlagen des Traumes, die Traumarbeit, die Verschiebung und Verdichtung, den offenbaren und verborgenen Inhalt der Träume als Gesetze und diese als unerläßlichen Unterbau für die Psychoanalyse, für die psychoanalytische Behandlung betrachtet und anwendet, wird niemals vor Selbst- oder Fremdtäuschung sicher sein. Und warum? Eben zufolge der Deutungskunst, die mit Glauben, Raten, Annehmen mehr zu tun hat als mit Wissen. Der Psychoanalytiker antwortet hierauf: Ich lege in den Traum nichts hinein, was der Kranke (oder der Träumende) nicht nach der Analyse als richtig anerkennt.

Dagegen wende ich ein: Wie kommt es, daß Kranke auf wiederholtes Befragen, ob und was sie geträumt hätten, erwidern: Ich träume nicht? Sage ich nun: „Man träumt immer. Achten Sie von nun ab auf Ihre Träume und schreiben Sie den Trauminhalt nach dem Erwachen sofort nieder," so teilen die Meisten in den nächsten Sprechstunden mit, sie hätten geträumt.

„Kein Traum ist völlig sinnlos — der biologische Sinn des Traumphänomens stellt eine seelische Notwendigkeit dar", sagt Freud. Mit Hilfe der psychoanalytischen Deutungsart kann jeder Traum sinnvoll gemacht werden.

Stefan Zweig, der wie kein Zunftgenosse in das geistige Wesen und das schöpferische Sein Freuds eingedrungen ist (ich sehe davon ab, daß ihn seine hymnische Begeisterung für diesen großen Mann zu schiefen Urteilen und ungerechten Bewertungen der medizinischen Seelenheilkunde vor Freud veranlaßt), nennt den Traum „einen schicksalsverräterischen Akt".

Ich erzeugte wiederholt bei Hypnotisierten „experimentelle Träume". Stichworte wie „Löwe und Flugzeug" — „Zigarre und Ameise" lösten phantasievolle Assoziationen aus, die einem wachen Menschen nicht zur Verfügung stehen. Der Trauminhalt war ohne jeden biologischen Sinn für den Träumenden, in keiner Weise ein „schicksalsverräterischer Akt", auch nicht erotisch gefärbt, trotz absichtlich erteilter Suggestionen.

Vielleicht weil die Träume künstlich erzeugt, dem Träumenden aufgezwungen, nicht seinem Gehirn, sondern dem meinigen entsprungen waren? Dieser Einwand ist beachtlich.

Ich verfolge aber, seitdem ich die Freud'schen Lehren kennenlernte, mein eigenes Traumleben seit Jahrzehnten. Die Analysen ließen mich feststellen, daß Freuds Ansichten, beispielsweise über die Wunscherfüllung, zweifellos für viele meiner Träume zutreffen. Ebenso bestimmt kann ich aber behaupten, daß meine Träume oft als Fortsetzung meiner Tagesarbeit und -erlebnisse sich darstellen, nichts Verborgenes, Verdrängtes enthalten, ohne Deutung verständlich sind.

Beispiele: Ich bestieg im vergangenen Sommer den Mont Blanc de Seillon. Mehrere Monate später sah ich, im Bette liegend, die Bergbilder Mitterholzers an. Traum: Ich gehe über den Schneegrat des oben erwähnten Berges.

Ich mache mit meiner Frau einen Ausflug nach dem Riffelberg bei Zermatt. Wir ruhen auf einer Bank aus. Ich werfe eine ausgerauchte Zigarette weg, die noch kurze Zeit glimmt. Nachts träume ich, die Zigarette hätte einen Brand verursacht.

(Zigarette kann allerdings als Symbol für Phallus und der Brand als Libido gedeutet werden!) Der Traum ist sinnlos — denn auf dem Riffelberg gibt es kein brennbares Gras, keine Bäume; er hat keinen biologischen Sinn. Er stellt keinen schicksalsverräterischen Akt dar. Ich empfand auch keine Angst, wachte nicht auf. Dieser Traum war also auch kein Hüter des Schlafes. Er konnte allenfalls erzieherisch wirken in dem Sinne: Wirf keine glühende Zigarette weg.

Ich verlasse mein Sprechzimmer. Mein Sohn nimmt mir eine Mappe ab, in der sich Krankenblätter befinden. Wir fahren mit der Straßenbahn nach Hause. Ich frage ihn zweimal: Hast du die Mappe? Im Traume fahre ich in einer „Equipage". Beim Aussteigen frage ich die Mitfahrenden, ob sie meine Mappe hätten.

Worin zeigt sich eine Verschiebung? Allenfalls darin, daß ich statt der Straßenbahn einen vornehmen Wagen benützte. Gibt es in diesem Traume einen verborgenen Inhalt oder etwas Schicksalshaftes?

Von Ereignissen, die mich seelisch aufs tiefste berühren, freudig oder schmerzlich, seien sie vergangen oder gegenwärtig, träume ich fast nie, weil ich sie bei Tage durchdenke, nicht verdränge und den jeweiligen Affekt leerlaufen zu lassen mich bemühe.

Der Begriff der „Verdrängung" wurde dogmatisch verallgemeinert. Es gibt zahlreiche Menschen, die durchaus nicht unbewußt verdrängen oder bewußt vergessen wollen. Viele wollen nicht vergessen und somit verdrängen sie auch nicht. Sei es, daß sie die erlittenen Lebenswunden mit voller Absicht offenhalten, sei es, daß sie als verantwortungsbewußte, sittlich hochstehende Menschen versuchen, sich der gemachten Fehler, der begangenen Irrtümer, der Vergehen oder Verbrechen zu erinnern, oder ihrer sich bewußt bleiben wollen, um durch Selbstprüfung und sogar durch Selbstpeinigung zur Einkehr zu gelangen, die eine Umkehr ermöglicht, die sie dem Höchsten näherbringt. Es sind durchaus nicht nur neurotische, es sind nicht die geringwertigsten Menschen, die sich der Entgleisungen ihres Vorlebens erinnern, um in ein im sittlichen und geistigen Sinne höheres Nachleben einzugehen.

Die überspannte Lehre von den Verdrängungen, von den Träumen und der Deutungskunst der Freudschule bezieht sich auf Kranke. Die Richtigkeit der Analysen vorausgesetzt, verbietet sich die Übertragung jener Befunde auf das Seelenleben von Gesunden.

Ich verweise auf das Fräulein H. Sie hatte ein affektbetontes, für sie unerträgliches Erlebnis. Darum wurde es in das Unterbewußtsein verdrängt. In diesem ruhte eine Krankheitsbereitschaft, dargestellt durch erbliche Belastung, übertriebene Prüderie, religiös-pietistische Erziehung. Der Affekt wurde eingeklemmt, durch die Behandlung „abreagiert". Diese Einsichten verdanken wir den „Studien" von Breuer und Freud, ihre Vertiefung zur Psychoanalyse stellt die große Tat Freuds dar. Die Heilung von Fräulein H. ist ein klassisches Beispiel für die „kathartische" Behandlung (Katharsis der Tragödie).

Erlauben die von Breuer und Freud in den „Studien" mitgeteilten Krankengeschichten, erlaubt dieser Fall H. Schlüsse allgemeiner Art auf das Seelenleben aller Nervenkranken und Gesunden zu ziehen? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Erkrankt jedes Mädchen, das von einem verheirateten Manne geküßt wird? Ich glaube nicht. Zeigen sich gleiche oder ähnliche Zustandsbilder bei jenen, die zufolge eines derartigen Ereignisses krank werden? Nein. Die Gleichung geht nicht restlos auf. Warum nicht? Weil Veranlagung (Disposition), Erziehung, Weltanschauung, das seelisch-geistige Vermögen, mit Konflikten verstandes-, willensmäßig fertig zu werden, eine ausschlaggebende Rolle spielen.

Die Wurzeln der Neurose sollen in die früheste Kindheit zurückreichen und immer (später wandelte sich die Lehre) sexueller Art sein. Bei Fräulein H. war der zur

Seelenstörung führende Anlaß sicherlich auch erotisch, in der Hauptsache aber religiös-ethisch wirksam.

Nach Ablauf von drei Jahrzehnten darf, wenn auch kein unfehlbares Urteil, so doch eine Überschau und Kritik der psychoanalytischen Therapie gewagt werden.

Die übertriebene Bewertung des Sexuellen — ich nannte sie den „Pansexualismus" — lehnen nicht nur Gegner, sondern auch Anhänger der Psychoanalyse ab.

Die anfänglich von der Freud-Schule (sie zeigte alle Haltungsweisen einer Gemeinde) verkündete Allmacht der psychoanalytischen Behandlung ist sogar von Psychoanalytikern wesentlich eingeschränkt worden.

Freud selbst stellte die Psychoanalyse als Therapie über alle anderen Behandlungsarten, von ihm aus gesehen mit vollem Recht.

„Wir halten es nämlich gar nicht für wünschenswert, daß die Psychoanalyse von der Medizin verschluckt werde und dann ihre endgültige Ablagerung im Lehrbuch der Psychiatrie finde, im Kapitel Therapie, neben Verfahren wie hypnotische Suggestion, Autosuggestion, Persuasion, die aus unserer Unwissenheit geschöpft, ihre kurzlebigen Wirkungen der Trägheit und Feigheit der Menschenmassen danken. Sie verdient ein besseres Schicksal und wird es hoffentlich haben. Als ‚Tiefenpsychologie', Lehre vom seelisch Unbewußten, kann sie all den Wissenschaften unentbehrlich werden, die sich mit der Entstehungsgeschichte der menschlichen Kultur und ihrer großen Institutionen, wie Kunst, Religion und Gesellschaftsordnung beschäftigen." (S. Freud, Die Frage der Laien-Analyse, 1926.)

Freud würde wohl als Erster zugeben, daß diese Sätze affektbetont sind. (Er wird nicht zugeben, daß sie unzutreffende Verallgemeinerungen und wissenschaftliche Irrtümer enthalten.)

Nur ein leidenschaftlicher Kämpfer konnte erreichen, was Freud gelang. Seine Einstellung gegen die Ärzte (soweit sie nicht durchgebildete Analytiker sind) ist ebenso verständlich, wie sein Eintreten für die Laien-Analytiker, gegen die der begeisterte Schilderer Freud'schen Lebens und Wirkens, ein Laie ernstere Bedenken erhebt (Stefan Zweig, „Die Heilung durch den Geist"), als sie jemals von Ärzten vorgebracht wurden:

„Denn so wenig die Kenntnis der Vers-Technik einen Dichter, so wenig schafft das emsigste Studium der Psychotechnik einen wirklichen Psychologen, und keinem andern als ihm allein, dem geborenen, einfühlungsfähigen Seelendurchschauer, dürfte jemals Eingriff in dieses feinste, subtilste und empfindlichste aller Organe gestattet sein. Nur mit Grauen kann man sich vorstellen, wie gefährlich ein inquisitorisches Verfahren, das ein schöpferischer Geist wie Freud in höchster Feinheit und Verantwortung ausdachte, in plumpen Händen werden könnte. Nichts hat wahrscheinlich dem Ruf der Psychoanalyse so sehr geschadet wie der Umstand, daß sie sich nicht auf einen engen, aristokratisch ausgewählten Seelenkreis beschränkte, sondern das Unerlernbare in Schulen lehrte. Denn in dem raschen und unbedenklichen Von-Hand-zu-Hand-Gehen sind manche ihrer Begriffe vergröbert und nicht eben sauberer geworden; was sich heute in der alten und mehr noch in der neuen Welt als psychoanalytische Behandlung fachmännisch oder dilettantisch ausgibt, hat oft nur traurig parodistische Ähnlichkeit mit der ursprünglichen, auf Geduld und Genie eingestellten Praxis Sigmund Freuds. Gerade wer unabhängig urteilen will, muß feststellen, daß nur infolge jener Schulanalysen heute jede ehrliche Übersicht fehlt, was die Psychoanalyse eigentlich heilmäßig leistet, und ob sie jemals zufolge des Einbruchs zweifelhafter Laien die absolute Gültigkeit einer klinisch exakten Methode wird behaupten können; hier gehört die Entscheidung nicht uns, sondern der Zukunft."

Freud hat seinen Kollegen nichts, der Laienwelt, der Presse sehr viel zu verdanken. Sie verbreiteten seine Lehre, seinen Ruhm, sie schufen ihm jene Anerkennung, der ein Starker zwar entraten zu können glaubt, die er aber doch entbehrt, wenn sie ausbleibt. Es spricht nicht für die Wiener Zeitgenossen Freuds, für die Wiener Hochschule, daß sie dem bedeutendsten Seelenforscher keinen Lehrstuhl anzubieten geneigt waren.

Die psychoanalytische Lehre hätte einen ganz anderen Weg eingeschlagen, eine für die Wissenschaft fruchtbarere Gestalt gewonnen, wenn Freud nicht zu steter Abwehr gezwungen gewesen wäre. Dauernder Kampf führt zur Überspannung und Überspitzung. Sie zeigt sich u. a. in der Unterschätzung der Hypnose, von der Freud ausgegangen war, und in der Überschätzung der psychoanalytischen Therapie.

Von der Notwendigkeit jede Psychoanalyse restlos durchzuführen, ist es stiller geworden. Viele Psychoanalytiker folgen Stekels Beispiel und wenden die abgekürzte Psychoanalyse an. (Stekel wird allerdings von Freud abgelehnt.) Die Psychoanalyse galt als die Behandlungsart aller Neurosen. Haeberlin spricht aber von „Zeranalysieren" und sagt: „Für die Psychoanalyse kommt ein nicht sehr weiter Kreis von Menschen in Betracht."

Ein Freud-Schüler schrieb dagegen vor einigen Jahren:

„Aus Freuds Neurosenlehre ergibt sich die einzige rationelle Psychotherapie. Die Freudsche Psychoanalyse ist die Krone jeder Geisteswissenschaft, jeder Kunst, ja aller Kultur. Das Unbewußte erzeugt Eifersucht, Neid, Feindschaft. Sie wird die Menschen vielleicht erst in Jahrtausenden lehren, einander zu verstehen und sich zu vertragen."

Die Frage, ob die Psychoanalyse Neurosen zu heilen vermag, ist zu bejahen. Die Frage, ob sie „allein-heilend" ist, ist ebenso zu verneinen.

Jede seelische Behandlung kann erfolgreich sein. Der Hinweis auf die vielen Fälle, die trotz gründlicher psychoanalytischer Behandlung ungeheilt blieben, ist ebenso abwegig und unwissenschaftlich wie das Wort Freuds von den „kurzlebigen Wirkungen" der Hypnose und anderer Verfahren, die aus „unserer Unwissenheit" geschöpft wurden. Nicht diese oder jene seelische Behandlung heilt, sondern derjenige, der sie anwendet, der Heiler.

Die psychoanalytische Therapie ist eine der möglichen Behandlungsarten. In gewissen Fällen ist sie die Methode, Komplexe aufzudecken, den Menschen (auch Gesunde) über die Bedeutung des Unbewußten aufzuklären, ihm Einsichten zu geben, an denen wir vor Freud achtlos vorübergingen. Mit ihrer Hilfe können wir in gewissen Fällen in die tiefsten Seelenschichten gelangen. In anderen wieder gelingt dies durch die Hypnose, in manchen lassen uns Psychoanalyse und Hypnose im Stich, und es gelingt eine seelische Umstellung mittels der Individual-Psychologie, der Willensbildung, der Tröstung, der Zielsetzung und anderer Hilfen, die wohl oft nur als „Ersatz" (Sublimierung) wirken, aber den Menschen arbeits- und lebensfähig machen.

Zunächst muß sich jeder Arzt, auch der auf höchster psychoanalytischer Stufe stehende den Hinweis gefallen lassen, daß er nicht alle Kranken heilen kann, weil es leider unheilbare Krankheiten (auch ohne sogenannte organische Grundlage) gibt.

Von den Kranken, die nicht geheilt werden wollen, und von denen, für die ihre Lebenslüge Daseins-Sicherung darstellt, sehe ich ab.

Nicht übersehen dürfen wir aber, daß jede Behandlung von Imponderabilien mit abhängig ist, die in der Person des Kranken und in der des Arztes verankert sind.

Nur zu oft wird das Ziel niedrig gesteckt werden müssen und sich darin erschöpfen, den Kranken zu lehren: Zu vergessen, zu verzeihen, zu ertragen, sich zu bescheiden.

Keine Behandlung vermag jene Bedingtheiten auszuschalten, die zu den „Entwurzelungs-Neurosen" (Haeberlin), zu den „Neurosen des Lebenskampfes" (Cimbal) führen. Der Arzt kann sich weder von seinen Lebenserfahrungen, noch von seiner Weltanschauung lösen. Ist er ein Kämpfer, wird er versuchen, seine Kranken zu solchen zu machen.

Beseelt ihn ein Glaube, so wird er trotz Freud die Religion nicht als Illusion anerkennen. Und selbst, wenn er dies tut, sollte er sich hüten, einem Gläubigen diesen sichersten seelischen Halt zu nehmen.

Die psychoanalytische Therapie ist die folgerichtigste, wenn man ihre Grundlagen

anerkennt. Sie erklärt alles, sie macht sich anheischig, alle seelischen Geheimnisse zu entschleiern. Sie ist, wie ihre Bekenner glauben, die naturwissenschaftliche Methode schlechthin, berufen, das zu erreichen, was keiner Religion, keinem Propheten, keinem Weisen bisher gelungen ist — den Menschen, die Menschheit zu bessern.

Wir sind unfähig, den kleinsten biologischen Vorgang restlos zu erläutern. Wir wissen, daß wir sehen, hören, sprechen; wie diese Tätigkeiten sich abspielen, wie sie geregelt werden, wie Reiz, Hemmung, Vergessen, Erinnern zustandekommen — von alledem wissen wir nichts.

Freud aber sagt: „Der Einblick in das Unbewußte, das Verdrängte löst alle Rätsel auf, welche das bewußte Leben oft bereitet, und es gibt keine Rätsel für den, dem es gelingt, das Unbewußte aufzudecken, weil es überhaupt nichts Rätselhaftes, in sich Widerspruchsvolles auf seelischem Gebiet gibt."

Aus diesen Worten des sonst ungläubigen Pessimisten leuchtet ein Optimismus, der dem Forscher den stolzen Glauben verleiht: an die Allmacht der Psychoanalyse, an das Allwissen ihrer Bekenner, an die All-Lösbarkeit der seelischen Lebens- und Welträtsel. Dieser Glaube beseelt die Freud-Schüler. Er erklärt einen Teil ihrer Behandlungserfolge.

Wer sich zur orthodoxen Psychoanalyse nicht bekehren konnte, müßte daran verzweifeln, den Kranken zu helfen, müßte irre werden an der Berechtigung aller anderen Behandlungsarten. Wenn nicht der unwiderlegliche Beweis dafür geliefert werden könnte, daß jeder Arzt zu heilen vermag, der über Können und Wissen verfügt, der den Schlüssel besitzt, mit dem die Pforte zum Labyrinth der Seele und dem Irrgarten des Geistes aufgeschlossen wird.

Gefahren psychoanalytischer Behandlung

Von Siegfried Placzek in Berlin

Wer wie ich dem Werdegang der psychoanalytschen Bewegung von Anfang an nachging, ihren heuristischen Wert stets objektiv zu beurteilen sich bemühte, doch auch ihre exzentrischen Abartungen und ihre praktisch gefahrvollen Techniken erkannte und nachdrücklich bekämpfte, muß das freimütige Bekenntnis des ehemaligen Freud-Schülers Stekel begrüßen, wonach die Psychoanalyse „zur Zeit ein Tummelplatz von Metaphysik und Metapsychik" sei. Der Arzt erscheine fast gänzlich ausgeschaltet, Philosophie ersetze den Mangel naturwissenschaftlicher Beobachtung durch wilde Spekulation und mystische Theorien. Der lebende und leidende Kranke trete immer mehr in den Hintergrund, werde zum Vergleichsobjekt herabgewürdigt, an dem sich Ethnographen, Philologen und Literarhistoriker austoben. So spricht Stekel, der sich anschickt, „die Wiedereroberung der Psychoanalyse für den naturwissenschaftlich gerichteten Arzt und die Wiederherstellung ihrer Brauchbarkeit für die klinische Medizin" zu gewinnen. Zweifellos ist die Psychoanalyse in ihrer Urform in den Hintergrund getreten, abgelöst von Adlers Individualpsychologie, und scheint allmählich unter einem verwaschenen Allgemeinbegriff der Psychotherapie zu verschwinden. Letztere, an sich äußerst dankenswerte, wissenschaftliche Richtung, die übrigens so alt ist wie die Menschheit selbst, bemüht sich, mit allen Heilungsströmungen fertig zu werden, und schafft naturnotwendig auch eine Sondergruppe eklektischer Heilkünstler, die es schon aus Nützlichkeitsrücksichten mit keiner Richtung verderben wollen.

Wenn man einem vielgestaltigen Leserkreis die Gefahrmöglichkeiten der Psycho-

analyse überzeugend, mahnend, warnend zeigen will, so muß als Hauptgefahr die psychoanalytische Betätigungsmöglichkeit durch Laien genannt werden. Der Laie weiß den Kranken, der sich ihm anvertraut, nicht zu beurteilen. Er vermag weder die vorgebrachten Beschwerden einzuschätzen und zu bewerten, noch die Persönlichkeit des Leidenden selbst ohne Fachkenntnis auf Geeignetheit zu beurteilen. Trotz der schweren Verantwortung, die solches von Sachkenntnis ungetrübtes, rein schablonenmäßiges Handeln mit sich bringt, hängen die Laienpsychoanalytiker ihre Schilder aus, kurieren darauf los und blühen und gedeihen. Sie dürfen es, weil in deutschen Landen jeder behandeln darf. Sie dürfen es aber auch — natürlich nur zum Heile der leidenden Menschheit —, weil ihr Meister Freud den Laien ausdrücklich ein Recht zur psychoanalytischen Behandlung zugesteht, derselbe Freud, der das psychoanalytische Verfahren einer Operation gleich achtet und ein Höchstmaß psychopathologischer Einsicht fordert. Was bei solcher Laienbehandlung herauskommen muß, zeigt z. B. Hans Blühers „Patientenbehandlung". Zynisch bemerkt er zu dem Wort „Patient":

„Ich habe keinerlei Titel noch Stand. Ich habe weder promoviert, noch bin ich Arzt. Mein langes Universitätsstudium verlief ohne akademisches Ergebnis, wohl deshalb, weil es ohne akademisches Erlebnis war. Die universitäre Markthaftigkeit, die Hingabe der Hochschule an die bürgerlichen Anforderungen verhindern das. Wenn ich dennoch und gern auf einen sonst ehrenwerten Titel verzichte, so darf ich mir doch erlauben, Menschen, die zu mir kamen, weil sie Heilung suchten, den Titel Patient zu geben."

Also ohne jedes Fachwissen, daher ohne jede Möglichkeit, den Krankheitszustand eines Menschen beurteilen oder feststellen zu können, versucht es Blüher mit der Schablone psychoanalytischer Ausdeutungskunst, obwohl er dabei Gefahr läuft, die verhängnisvollsten Irrtümer zu begehen, und obwohl ihm infolge fehlenden Fachwissens die wichtigsten Möglichkeiten abgehen, mit der Behandlungsart nicht zu schaden. Gemeinhin bezeichnet man solches Vorgehen als Kurpfuscherei, die damit keineswegs entschuldbarer wird, weil die Freud'sche Lehre auch sonst vielfach in die Hände von Laien geraten ist, die sie recht geschäftstüchtig, natürlich nur zum Heile der Menschheit, anwenden zu können glauben. Es gehört schon eine beneidenswerte Selbstsicherheit dazu, nicht bloß dieses Handeln offen zu bekennen, wie es Blüher tut, sondern auch den offenkundigen Mangel all der äußeren und inneren Qualitäten, die der Staat von jedem Arzt fordert. Für die verhängnisvolle Tätigkeit solcher Laien-Psychoanalytiker zeugt auch die Ermordung der Hug-Helmuth, einer einst gefeierten psychoanalytischen Größe, die in voller Verkennung des Krankheitszustandes ihres Neffen diesen psychoanalytisch zu heilen versuchte und es mit dem Tode büßen mußte.

Hier sollen einige schwerwiegende Erfahrungen der jüngsten Zeit sprechen, die jeden weiteren Kommentar ersparen.

Ein Universitätsprofessor, der von mehreren autoritären Psychiatern wegen manisch-depressiven Irreseins wiederholt interniert werden mußte, gerät in die Hände eines Psychoanalytikers, der trotz dieser Vorgeschichte der Ehefrau des Patienten Genesung verspricht. Daß die Frau sich an diese Hoffnung klammert, ist ihr nicht zu verdenken, ebensowenig dem Kranken selbst. Und das Schlußergebnis, wie vorauszusehen, ein jämmerlicher Mißerfolg, nur noch begleitet von schwerster pekuniärer Einbuße.

Ein junger Schizophrene, der sich in der Wohnung der Eltern einzuschließen pflegte, sogar schon aus dem Fenster schoß, wird nach eigener Bekundung seines Vaters, eines Juristen, acht Wochen lang täglich zu einem psychoanalysierenden Nervenarzt gebracht, der Heilung verheißen hat. Nach Schilderung des Vaters war schon die tägliche Beförderung des Kranken zum Arzte nur mit unsagbarer Mühe

zu ermöglichen, bis endlich der Psychoanalytiker die Aussichtslosigkeit seines Handelns selbst bekannte.

Ein dritter Fall will von Bahnangst befreit werden, läßt sich sechs Monate lang täglich, selbst Sonntags, psychoanalysieren, opfert natürlich eine beträchtliche Summe. Ergebnis der Behandlung: null. Erfreulicher die leider zu späte, erquickend freimütige Kritik an der Behandlungsart und dem behandelnden Arzte. Es klingt beinahe wie eine Farce, wenn dieser geistig ungewöhnlich hochstehende Patient später spöttisch sagt: „Der Idiot wollte mir durchaus einreden, daß ich meinen Vater hasse und meine Mutter sinnlich liebe."

Unfaßbar, daß selbst ausgesprochen Geisteskranke solchem Experimentieren ausgeliefert werden, das erfolglos bleiben muß und nur den ohnedies schwer betroffenen Angehörigen zwecklose Geldopfer auferlegt. An solche traurigen persönlichen Erfahrungen möchte ich noch einige Mitteilungen von anderer Seite reihen, die jedem Laien die Gefahrmöglichkeiten zeigen können. Wenn Muthmann es u. U. schon für grausam hält, „verdrängte Dinge" wieder bewußt zu machen, weil mancher darauf so stark reagieren kann, daß der Arzt abbrechen und den Kranken beruhigen muß, ist es dann verwunderlich, wenn eine Patientin Binswangers nach solcher Behandlung ganz in erotischen Träumen aufging, eine andere in einen mehrstündigen Dämmerzustand mit schreckhaften Halluzinationen verfiel? Was soll man endlich dazu sagen, daß Stekel selbst neuestens von einem „erschütternden Fall" spricht, wo Freud und Reik einen Kranken drei Jahre an „Zwangsneurose" behandelten: „Er ist jetzt unheilbar in einer Irrenanstalt. Ich mache keinen Vorwurf, ich klage nicht an." So spricht der beste Schüler Freuds. Würde solche Kritik, von einem Gegner der Psychoanalyse gefällt, nicht als Voreingenommenheit gegen die Lehre ausgelegt werden? Doch Stekel spricht noch deutlicher. Er nennt die Psychoanalyse, wenn sie über ein Jahr fortgesetzt wird, „eine Gefahr". Sie kann „zum Ausbruch von Psychosen, die allerdings schon vorhanden waren, aber latent geblieben sind", führen. Adler[1]) erzählt von einem Mädchen, deren Heilung „einer ihrer vielen Ärzte, von sexual-psychologischer Irrlehre befangen, durch eine sexuelle Annäherung herbeiführen zu können glaubte". Die Folge war ein langandauernder Verwirrtheitszustand, der nur langsam abklang.

Noch gefahrvoller als die oft sinnlose Ausdehnung der Behandlung ist die oft geradezu verhängnisvolle Behandlungstechnik. Getreu der Lehre Freuds, daß das ursächlich wirksame Trauma immer nur das sexuelle Trauma ist und dieses durchgängig schon in frühester Jugend wirksamsmöglich ist, getreu der Lehre, daß hysterische Krankheitserscheinungen „geradezu gesagt die sexuelle Betätigung des Kranken" darstellen, wird spürselig nach solcher sexueller Schädlichkeit gesucht, werden phantastische Symbole entdeckt und ausgedeutet, werden die harmlosesten und fernstliegenden Bewußtseinserlebnisse gewendet und gedreht, bis der „verdrängte sexuelle Komplex" vorliegt. Ein Pansexualismus seltsamster Art treibt hier seine Blüten. Raimann[2]) erklärt es für nicht übertrieben, daß nichts zwischen Himmel und Erde existiert, was nicht ein Freud-Jünger als Sexualsymbol ausdeutet. „Von der Wiege bis zum Grabe nur ein Trieb, die Sexualität." Was solche Spürmethode, die auch beim Kinde in jeder Lebensäußerung sexuelle Triebregungen zu finden vermeint, für Unheil an der kindlichen, noch unberührten Phantasie anrichten kann, bedarf keines Beweises. Wie leicht können hierdurch wertvolle seelische, insbesondere Gemütswerte ins Wanken kommen! Ein so ausgezeichneter Psychiater wie Aschaffenburg wird wohl wissen, warum er sagt: „Auf die Gefahr hin, von Freud und seinen

[1]) „Das Problem der Homosexualität". S. Hirzel, Leipzig 1930.

[2]) „Zur Psychoanalyse". 2. Aufl., Urban und Schwarzenberg, Wien-Berlin 1925.

Anhängern für unwissenschaftlich erklärt zu werden, muß ich gestehen, daß mir die Weise, mit der Freud in dem Falle, den er in seiner Arbeit ‚Bruchstück einer Hysterieanalyse' schildert, das Geschlechtsleben erörtert und . . . zumal bei einer 14jährigen Patientin, einen nachhaltigen Widerwillen erregt haben." Seit langem wissen wir, daß sexuelle Erlebnisse in früher Jugend richtunggebend für die sexuelle Eigenart sein können, nicht müssen. Keineswegs sind sie aber die Ursache oder die alleinige Ursache aller zukünftigen Entwicklung. Selbst wenn Psychoanalytiker in sexuellen Jugenderlebnissen die alleinige Ursache vermuten, ist es frivol, Kinder zu examinieren, sexuelle Dinge in sie hineinzufragen und die mehr als zweifelhaften Ergebnisse schrankenlos, töricht auszudeuten.

Eine weitere Gefahrmöglichkeit, für Kinder und Erwachsene, ist die Aufpeitschung sexueller Gedanken und Triebneigungen. Deutlich zeigt das Ferenczy mit der folgenden Darstellung:

„Die Stunde verging mit der leidenschaftlichen Liebeserklärung ihrer- und mit fruchtlosen Anstrengungen meinerseits, welche die Übertragungsnatur dieser Gefühle beizubringen und sie zu den realen, aber unbewußten Objekten ihrer Affekte zurückzuführen suchten. Im Verlauf ihrer unermüdlich wiederholten Liebesphantasien, die sich immer mit dem Arzt beschäftigten..." — es verbietet sich, die Schilderung weiter wiederzugeben.

Daß solch sexuell aufstachelndes Verfahren schaden muß, bedarf keines Beweises. Doch Ferenczy kennt auch eine Aktivität in der Assoziationstechnik, „forcierte Phantasien". Frei erfinden sollen die armen Opfer, die nicht wunschgemäße Phantasien bringen können oder wollen. Und das Ergebnis solches Ratschlages? Ferenczy will mehrmals erlebt haben, daß „erfundene Phantasie in ein Erleben von beinahe halluzinatorischer Schärfe — je nach ihrem Inhalte mit den deutlichsten Zeichen der Angst, der Wut oder der erotischen Erregung — auslief. Es kamen Aggressionsphantasien unter Anzeichen deutlicher Angst (Angstschweiß), schließlich Schlagephantasien von halluzinatorischer Schärfe, dann die Phantasie, daß er mir die Augen aussticht, die plötzlich in eine sexuelle Szene umschlug, in der ich die Rolle des Weibes spielte. Im weiteren Verlauf fast alle Situationen des vollständigen Ödipuskomplexes mit der Person des Analytikers". Und diese ärztlich gewollte Aufpeitschung des Sexuallebens geschieht zur Heilung eines Menschen! Bei solcher Einstellung ist es nicht verwunderlich, wenn Ferenczy körperliche Mißempfindungen ungeheuerlich ausdeutet, sie als vermutlich aggressiven Sexualakt mit dem Vater oder dem Arzte deutet und dazu auffordert, bewußt solche Phantasien zu durchleben. Gegenüber dem Ergebnis, daß die Patientin die unbewußte Hoffnung hegte, der Arzt werde nach dem Geständnis ihre Phantasien realisieren, begnügte sich der Arzt aber natürlich damit, „ihr diesen Wunsch klar zu machen und nach dessen Wurzeln zu fahnden. Von da an änderten sich die Phantasien: sie wurde der Mann mit deutlich männlichem Genitale, mich aber machte sie zum Weibe". Der Analytiker aber mußte ihr erklären, daß sie damit nur die Art wiederhole, in der sie als Kind auf die Verschmähung durch den Vater reagierte.

Absichtlich ist diese Schilderung, wenn auch gekürzt, hier wiedergegeben, um die Ungeheuerlichkeit des provozierenden, erotisch aufpeitschenden Verfahrens zu zeigen, dessen Richtung Ferenczy selbst angab. Ob er wohl die Frivolität und die verhängnisvolle Tragweite solcher gebieterisch (er spricht von einer „Gebotsperiode") aufgedrängten Vorstellungen begreift? Oder glaubt er das Vorgehen gemildert durch die „Verbotsperiode", wo der Patient die Phantasien auch ohne onanistische Entspannung ertragen muß? Derselbe Ferenczy findet ja „etwas Sexualtrauma in der Jugend nicht nur nicht schädlich, sondern die spätere Normalität, besonders die normale Phantasietätigkeit" fördernd. Also dasselbe Erlebnis, das die Analytiker einst als Ursache der Hysterie ansprachen, wird hier zu einem harmlosen, ja wünschenswerten

Ereignis. Ferenczy findet in ihm sogar „einen gewissen Schutz vor abnormen Entwicklungsrichtungen". Und eine solche stets in Dogmen prangende Lehre verlangt noch ernste kritische Beachtung! Stekel nennt die „forcierten Phantasien ein kindisches Spiel", ebenso die Verbote zu urinieren und defäzieren, spricht von „einer Entwürdigung der Analyse". Schärfer kann sich kein Gegner äußern, als dieser Psychoanalytiker. Und nun erst die analysierten Bekenntnisse der Kinder! Wenn es nicht lauter Phantasien sind, meint Raimann, müßte man glauben, es sei allgemeine Familiengepflogenheit, die heranwachsenden Kinder zu Zeugen des elterlichen Geschlechtsverkehrs zu machen[1]). Was für seltsame Kinder müssen es wohl sein, bei denen allen die Freudianer den Ödipus-Komplex entdecken! Sie verstehen darunter die feindliche Einstellung des Kindes gegen den gleichgeschlechtlichen Elternteil und den Trieb zu sinnlichem Verkehr mit dem andersgeschlechtlichen Elternteil. Daß Ödipus niemals daran gedacht hat, seine leibliche Mutter anders zu lieben, als normale Söhne ihre Mutter zu lieben pflegen, daß Ödipus auch seinen Vater nicht tödlich gehaßt hat, ja sogar alles tat, um dem ihm prophezeiten Schicksal zu entgehen, sei nur zur historischen Richtigstellung bemerkt. Und doch wird die Weisheit des Ödipus-Komplexes immer weiter gepredigt, die den kritischen Erwachsenen heiter stimmen, den Jugendlichen aber unsagbar schädigen kann. Höchst erfreulich stimmt Hoches Bekenntnis, daß er sich wohl ehrlich bemüht habe, jemand zu finden, der seine Mutter begehrte und den Wunsch hätte, seinen Vater totzuschlagen, daß es ihm aber nicht gelungen sei. Der Ödipus-Komplex fahre in der Literatur herum wie der Fliegende Holländer auf den Meeren: jeder spreche von ihm, einige glauben an ihn, aber niemand hat ihn gesehen.

Endlich die Traumdeutung! Selbst Adler spricht von Freuds unausrottbarer Neigung, hinter allen Vorstellungen des Traumes sexuelle Wünsche zu finden, in ihnen Sexualsymbole zu entdecken. In den Ausdeutungen natürlich überall die allseitig beklagte unglückselige Dogmatisierung, manche Ausdeutung könne er nur als Karikatur oder ausgesprochene Narretei erkennen. Welches Unheil müssen aber solche Ausdeutungen bei naiv Gläubigen anrichten! Beispiele dafür finden sich ausreichend in meinem Vortrag[2]) oder in der ungewöhnlich überzeugenden, scharfsinnigen Kritik Bumkes[3]). Was diese Ausdeutungen bei Jugendlichen anzurichten vermögen, namentlich wenn medizinische Laien sich an ihnen austoben, braucht nicht erst erläutert zu werden. Raimann hat recht, wenn er von jedem Arzt einen Protest dagegen fordert, daß Jugendliche oder gar Kinder sexuell-psychoanalytisch mißhandelt werden.

Es bleiben die unter dem Deckmantel psychoanalytischer Wissenschaft segelnden Verdächtigungen von Freundschafts- und Gesellschaftsbünden.[4]) Wenn Blüher in jeder studentischen Korporation, in jeder Loge, schließlich in jedem Männerzusammenschluß sexuelle Appetenzen als Grundgedanken wittert, lohnt sich keine ernste Kritik, obwohl er seinerzeit durch solche Verdächtigung die ganze Wandervogelbewegung in Mißkredit gebracht hat. Wenn aber jetzt Heimsoth, ohne bei den Psychoanalytikern Widerspruch zu finden, aus einer tiefernst gemeinten Rede Sellheims, in welcher der

[1]) „Le pan-sexualisme de Freud, qui établit la pensée d'inceste sous toutes ses formes en hôte primordial et permanent du foyer familial, est devenu, pour d'innombrables jeunes, en Allemagne le manuel de la morale bourgeoise." Etienne Garry, „Le courant anti-freudien en Allemagne." Notre Temps, Paris 1928.

[2]) „Die Psychoanalyse". Vortrag auf dem XII. Verbandstage deutscher Bahnärzte in Bad Nauheim. Ztschr. f. Bahnärzte 1925.

[3]) „Die Psychoanalyse". Verlag J. Springer, Berlin 1930.

[4]) S. Placzek „Freundschaft und Sexualität". 6. Aufl. A. Marcus u. E. Webers Verlag, Berlin; S. Placzek „Das Geschlechtsleben des Menschen". 2. Aufl. Verlag G. Thieme, Leipzig.

Student an seine vom Vater überkommene Pflicht der Selbsterziehung und an die Gesunderhaltung seines Körpers gemahnt wird, homosexuelle Verdächtigungen erschließt, kann man es Sellheim[1]) verdenken, wenn er nachdrücklich auf die „Geister" aufmerksam macht, die der Psychoanalytiker nach solcher Probe heraufbeschwört? Kann man es ihm verdenken, wenn er der Psychoanalyse Vorwürfe macht, „mit unlauterer Phantasie ein lauteres Gebiet zu verunreinigen"? Kann man es ihm verdenken, wenn er in energischer Abwehr mit den Worten schließt: „Sollte ein Mensch in jedem Besenstiel einen Phallus, in jedem Bruder einen warmen Bruder sehen und bei dem Wort Zunge nur an sexuellen Mißbrauch denken, so könnte man diesem gegenüber nur seinem Abscheu Ausdruck geben."

Meine knappe Schilderung dürfte ausreichen, die Gefahren der Psychoanalyse erkennen zu lassen. Daß Freud sie nicht selbst zu hindern versuchte, erscheint mir besonders bedauerlich, da ich in Freud einen ungewöhnlich neuschöpferischen Denker sehe und sein Verdienst um eine scharfsinnige Aufklärung von bislang kaum beachteten Seelenzuständen stets anerkennend betont habe, nicht zuletzt sein Verdienst, einer petrefakt gewordenen Wissenschaft, genannt Psychologie, einen wesentlichen Antrieb gegeben zu haben. Wie immer seine Lehre sich weiter entwickle, selbst wenn sie, was zu erwarten, verschwinden sollte, es bleibt ihr Verdienst, wertvolle Einsicht vermittelt zu haben. Die wissenschaftliche Gerechtigkeit zwingt aber zu betonen, daß die Lehre nur ausgestaltete, was die katholische Kirche auf Grund ihrer überragenden Menschenkenntnis in der Beichte gegeben hat, nämlich die aus Selbsterkenntnis erstehende Selbstbeseitigung drückender, bewußter und „unbewußter" Seelenkonflikte. Die wissenschaftliche Gerechtigkeit fordert aber weiter zu betonen, daß als Schöpfer der Psychoanalyse Robert Breuer gelten muß, weil er zu einer Zeit, da Freud noch Student war, die Grundsätze der neuen Lehre mustergültig darstellte[2]). Sein Rückzug von dem so erfolgreich begonnenen Werk bleibt ungeklärt. Erst die weitere Ausgestaltung der Lehre, die äußerst dankenswerte Funde zur Affektpsychologie brachte, ist Freuds Werk. Was aber diese Lehre als verhängnisvolle Nebenwirkungen gefahrdrohend brachte, was sie an Ausartungen zeigt, sollte rechtzeitig erkannt werden, um unsagbare Schädigungen zu verhüten.

Erinnerungen einer Patientin

Von Helene Klepetar in Wien

Es dämmert, und ich sitze vor dem wandhohen Spiegel. Mir gegenüber ist die Tür. Hat sie sich geöffnet oder sehe ich nur mich selbst? Gibt es Doppelgängerinnen gleicher Art? Sie sah aus wie ich: graues Haar, trotz einfacher Mittel gewählte Kleidung, geübte Sprache, beste Vorkriegserziehung, große Augen in einem bleichen Gesicht. Hielt ich einen Selbstdialog oder sprachen wir zusammen, kam das Wort aus einem Mund? „Was hältst du von Freud?"

Die Frage überraschte mich nicht. Im Leben gibt es sonderbare Zusammenhänge, und oft muß ein Teil unseres Ich den andern in uns beschwichtigen.

„Freud ist ein einzigartiger, tiefer Denker. Wir verdanken ihm einen Umbau auf dem Gebiet der Psychologie, der Erziehung, der Völkerkunde, der Kunstanschauung, der Religion, der Rechtslehre ..."

[1]) Hugo Sellheim, „Homosexualitätsverdächtigung" in „Fortschritte der Sexualw. u. Psychoanalyse" 4. Bd. Verlag Franz Deuticke, Wien 1931.

[2]) Hans Apfelbach, „Affektdynamik", Verlag Braumüller, Wien 1927.

„Als Prometheus den Göttern das Feuer raubte, wußte er, daß er damit zugleich Brandstifter schaffen könnte?"

„Machst du ihn verantwortlich dafür, daß wir erfahren haben, daß unter unserer dünnen Zivilisationsschichte Urtriebe schlummern, daß die Menschheit im Grunde bloß jung ist, daß ein Es das Ich überragt?"

„Den Verantwortlichen kenne ich nicht. Wessen Schuld aber ist es, daß ich meine analytische Behandlung mit einer schweren Neurose büßen mußte?"

„Möchtest du nicht deutlicher sein?"

„Kennst du die Geschichte von einem Herzog von Mailand, den sein Bruder entthronte? Er setzte ihn und seine kleine Tochter auf ein ziemlich leckes Schiff, und hinaus ging es auf das weite Meer. Das Schiff landete auf einem fernen Eiland, das Blüten trug. Der Herzog nahm sein Kind, seine Bücher und seinen Magiermantel mit. Die kleine Tochter erzog er in seinem Sinne, vertiefte sich in sein Wissen, machte sich den flüchtigen Luftgeist Ariel und den plumpen, mißgestalteten Caliban dienstbar und vermaß sich, ‚den Stürmen zu gebieten'. Ganz nach seiner Lust landeten und kenterten Schiffe. Er gebot Ariel: ‚Bring ihn her, den Pöbel, daß ich Macht über ihn leite!' Später wurde er sanfter und äußerte: ‚Was ich euch sagte, sind Geister und sind aufgelöst in der Luft, in dünne Luft. Wie dieser Schein hier lockerer Bau, so werden die wolkenhohen Paläste, ja selbst der große Ball, die hehren Tempel, alles was daran teil hat, untergehen und gleich leerem Schaugepräge spurlos verschwinden. Wir sind ein Zeug wie Träume, und das kleine Leben umfaßt ein tiefer Schlaf'."

„Du zitierst Shakespeares ‚Sturm'."

„Ja, nur daß es dort ein gutes Ende gibt — darf ich weitersprechen?"

„Deshalb sind wir ja beisammen."

„Nun, ich fand meinen Arzt unter den vielen Freud-Schülern. Ich war nervös, lebensuntüchtig, lebensunfroh und lebensmüde. Er bot mir eine Gratisanalyse an, obwohl ich das Analysantenalter längst überschritten habe. Schulde ich ihm Dank? Ich war doch sein Studienobjekt. Seltsam, daß er mir gleich im Anfang sagte: ‚Im Grunde haßt der Analysant den Analytiker'. Vor allem verlangte er strengste Wahrheitsliebe, Äußerung spontaner Einfälle, das Unbewußte sollte aus mir hervorbrechen. Kindertraumen sollten, allmählich geklärt, den Aufbau meiner jetzigen Leiden heilen. Er suchte nach meiner Elterneinstellung, nach Empfindungen, die ich vielleicht schon im Mutterleibe gehabt habe. Sind die Gehirnwindungen des Embryo denn so entwickelt, daß sie Gedanken, geschweige denn geordnete Erinnerungen bewahren? Was ich in Bruchstücken von meinem dritten Jahre an erbrachte, bot ich ihm willig. Das genügte ihm nicht. Sollte ich sagen, daß mich die weiße Binde vor den Augen körperlich störte, daß ich bloß daran dachte, daß mir gegenüber ein Ofen stand? Daß kleine Wirklichkeiten die Einfälle verschoben? Er saß hinter mir an einem Tischchen und notierte zuweilen. Es blieb nicht bei der einen Stunde täglich, die mich körperlich erschöpfte. Den ganzen Tag ging ich im Gefühle einer besonderen Persönlichkeitsüberwertung umher. Wenn alles so wichtig war, was mich betraf, mußte ich ihm doch auch zufällige Eindrücke und Erlebnisse berichten? Das nannte er dann Vorbereitung, und deshalb war es schlecht. Meine Spontanëität verstummte vor meiner Unsicherheit. Endlich gelangten wir bis zur Symbolik. Alles und jedes ein Symbol? Ist es wirklich immer so, daß die Tochter die Mutter haßt und den Vater begehrt? Zufällig hing ich meiner Mutter an, während mir der Vater ferner stand. Ich erfuhr, daß ich eben bisexuell sei, daß es eine sexuelle Blütezeit des Säuglings gäbe, daß ich gewiß einst den Vater begehrt hätte, daß die Inkontinenz des Kleinkindes, die doch die Kinderfrau zu fühlen bekommt, ein Geschenk für den Vater gewesen wäre, wenn er mich einmal zufällig auf den

Schoß genommen hätte. Da ich ein reinlich gehaltenes Kind war, das die Wärterin vielleicht zu peinlich gepflegt hatte, wäre ich ein Analcharakter[1]) geworden. Wäre ich zufällig unordentlich, welchen Ursprung hätte man dann herausgefunden? Daß außer den natürlichen Geschlechtsfunktionen und den uns bekannten, wenn auch nicht allzu häufigen Perversionen unser ganzer übriger Leib ein einziger Geschlechtsteil ist. Überall sind sogenannte Ersatzgenitalien, erogene Zonen, die Lustgefühle erzeugen; die Schau-, Riech-, Mund-, Haut-, Urethral- und Analerotik. Die beiden letzten habe ich nicht gekannt, wohl aber die Unlust, wenn wir, die wir doch einen Verdauungskanal besitzen, einem natürlichen Bedürfnisse nicht nachgehen können. Übrigens vermögen auch hier vernünftige Kindererziehung und Diät regelnd einzugreifen. Jeder längliche, hängende oder ragende Gegenstand, Messer, Kerze, Spieße, Krawattenenden, Mantelzipfel, Türme sind männliche Geschlechtssymbole? Alles rundliche, wie Schüsseln, Vasen usw. weibliche? Und lehnen wir diesen Zusammenhang ab, so erscheint er uns im Traum. Ich träume wenig und vergesse es sogleich beim Erwachen. Daß ich aber angesichts der Himmelswölbung an den Mutterleib, bei spitzen Tannen an das väterliche Glied denken sollte, störte mich. Ich fühle nichts vom Unbewußten. Bemüht, dem Worte zu dienen, vielleicht auch physiologisch mit einem leidlich entwickelten Sprachzentrum ausgestattet, finde ich rasch den betreffenden Ausdruck. Fehlleistungen, wie das berühmte ‚Vorschwein', kämen bei mir nicht vor. Allerdings bin ich nicht immer Herrin über meine Gesten. Ich habe die Vitalität der Jüdin. Spreche ich auch nicht ‚mit den Händen', so geschieht es doch, daß ich bei Erklärungen ein wenig gestikuliere. Soll das schon sexuelle Bereitschaft sein? Zollschan und Pöch haben in ihren Rassenstudien nachgewiesen, daß die Südseeinsulaner im Augenblick der Scham die Hände vor das Genitale legen, in Momenten der Trauer das Gesicht mit den Armen bedecken. Muß man übernommene Gebärden, die allen Völkern gemeinsam sind, sexuell deuten? Augen gelten für Penisersatz. Weil ich, die angeblich Bisexuelle, schwache Augen habe und öfter darüber streiche, ist das schon ein Symbol für Onanie? Und wäre es Wahrheit, Einsicht, ändert es meinen Zustand, meine rückfälligen Verstimmungen, meine Schlaflosigkeit, mein Schuldgefühl, etwas versäumt zu haben, meine leichte Platzangst, meine Lebensfurcht? Die Natur hat uns den Schutz und die Gnade des Vergessens geschenkt. Die Analyse reißt alles auf wie etwa die Borke von einer verharschenden Wunde. Schafft sie damit nicht neue Eiterherde? Was nützt es mir, daß mein Ich entschuldigt wird durch mein Es? Ich will keinen Dämon in mir. Ich möchte etwa das sein, was Platos Flügelroß ist. Es kam zu Debatten mit dem Arzt-Lehrer, der nie die Geduld verlor, sondern über eine große, freundliche Dialektik verfügte. Sobald ich aber die meine anwandte, verlangte er, ich müsse den Widerstand aufgeben, mitgehen, übertragen. Heißt das nicht mittelalterliches Dogma? Meine Depressionen wurden durch die Analyse keineswegs leichter. Ich bemühte mich, ihm zu erklären, was ich später dem Psychiater sagte. Ich spräche wie vor einem Bühnenvorhang; hinter den Kulissen lauern meine Qual, meine Automatismen, meine Wünsche. ‚Das muß aufgelöst werden', sagte er, ‚alles wurzelt im Infantilen.' Weil ich als Kind durch den väterlichen Garten tollte, deshalb jetzt Reisegedanken? Weil ich verdrängt, d. h. mich sozial eingestellt habe, sind besondere Traumen entstanden? ‚Das schwerste Trauma für ein Kind ist, den Geschlechtsverkehr der Eltern belauscht zu haben.' Ob das bei mir der Fall gewesen sei? Ich weiß, daß unser Kinderzimmer stets durch einige Räume von dem elterlichen Schlafzimmer getrennt war und wir eine eigene Aufsichtsperson hatten. ‚Eifer-

[1]) Kleinkinder, deren Anus (Darmausgang) zu oft gereinigt wird, entwickeln sich zu pedantisch ordnungsliebenden Menschen.

sucht auf einen oder den anderen Elternteil?' Mich freute es, wenn Vater und Mutter bei seltenen Veranlassungen, etwa bei Abreisen oder zu Geburtstagen vor unseren Augen einander küßten. Nennt man das Eifersucht? Ich habe meine Schwester lieb und freue mich an jeder ihrer Gebärden, bin ich deshalb lesbisch? Wir hatten gemeinsamen Unterricht. Immer half sie mir, selten gab es kindischen Zank, nie eine Bevorzugung durch die Umgebung. Gleiche Kleidung, gleiche Schule, gleiche Nahrung, gleiche Liebe. Ich hing mehr an meiner Mutter, die natürlich mehr Zeit für uns hatte, als an dem Vater. Wo ist da das Trauma? Ich schwärmte ein wenig für Lehrer, Ärzte, neige zu heroworship — halt, da haben wir's: Vaterimago! Welches Kind ist dem freundlichen Hausarzt nicht gerne entgegengelaufen, hat sich nicht um den Lehrer bemüht, hat in der Pubertätszeit nicht für Ibsens Brand, den Faust, den Kampf um Rom geschwärmt, wurde nicht vom Heldischen angezogen und legte an die eigenen Eltern einen viel zu großen Maßstab? Meine immer wiederkehrenden Verstimmungen nach dem zwanzigsten Jahr wurzeln vielleicht in der Erbmasse des schwerblütigen Vaters, dem Kriegselend, der Verarmung des Bürgertums, in einer notwendigen gynäkologischen Operation. Ich war als Kind etwas zu euphorisch ausgelassen — das pflegt manchmal ins Gegenteil umzuschlagen.

Ein Kindertrauma lag mir im Gedächtnis und darüber hätte ich mich gerne ausgesprochen: Ich hatte Abscheu vor Vögeln. Das kam daher, weil mein Vater mir einen Käfig mit zehn allerliebsten ausländischen Finken geschenkt hatte, die rasch hintereinander an einer Vogelkrankheit zugrunde gingen. Mich ekelte vor ihren Zuckungen, den offenen Schnäbeln, den langen, hängenden Hälsen, aber in der Unbeholfenheit meiner vierzehn Jahre wagte ich nichts zu sagen; außerdem haßte ich die Mappen mit den Vogelfratzen von Goya und Félicien Rops, die grausamen Bilder von Doré. Da schickte mich meine Mutter ins Dorf, um von einer Bäuerin zwei geschlachtete Hühner abzuholen, der schlimmste Auftrag, der mir werden konnte. Sie lachte: Überspanntheit. Die Bäuerin händigte mir den offenen Korb, mit einem leichten Tuch bedeckt ein und sagte: ‚Sie bluten wohl nicht mehr.' Geschüttelt vor Angst, daß ich das sehen müßte, lief ich. Da hob ein Windzug das Tuch, ich sah die offenen Schnäbel, die blutigen langen Hälse, zuckende Flügel im Todeskampf. Den Korb auf die Straße schleudern und zu meiner Mutter stürzen war eins. Damals erlebte ich den ersten hysterischen Anfall. ‚Natürlich', sagte mein Analytiker, ‚Ekel ist umgekehrte Lust. Ihr Anfall war Orgasmus. Sie wissen doch, daß man im Volksmund für Coitus Vögeln sagt?' Ich hatte es nicht gewußt. ‚Aber ich habe mich doch so sehr gegraut, und noch heute sehe ich in Fieberkrankheiten Vogelgrotesken?' ‚Dann haben Sie eben Ihr Verlangen danach verdrängt.' Mein Pubertätsausbruch war eine sexuelle Gier? Als Krankenschwester mußte ich später viel Häßliches, Unreinliches sehen und empfand niemals Abscheu.

Leider muß ich sagen, daß es während der Analyse nicht besser wurde. Manche Aussprüche des Arztes reizten mich. Verspätete ich mich auch nur um eine Minute, hielt er mir die Uhr hin: ‚Verspätung gilt als Widerstand.' ‚Nein, ein unerwünschter Aufenthalt, eine Berufssache, Begegnung mit einer Bekannten.' ‚Davor hätte Sie Ihr Unbewußtes schützen müssen.' ‚Auch vor dem Davonfahren der Elektrischen?' Ich hatte das Glück, auf einem anderen Gebiet einen sehr großen Lehrer gehabt zu haben, der so pünktlich war, daß er, zu Gast gebeten, zehn Minuten vor dem Hause auf und ab gehen konnte, um erst dann mit dem Glockenschlag einzutreten. Darin lag eine etwas kokette, betonte Korrektheit. Wollte ich es ihm gleichtun, so verlor ich durch eine solche Pünktlichkeit mehr Zeit, als durch eine kleine, weniger aufreibende Unpünktlichkeit. In der Analyse ist es im allgemeinen nicht erlaubt, einschlägige Bücher zu lesen: ‚Sie suchen doch nur nach dem, was Sie betrifft und überblättern das Wichtigste.' Wohl aber lehrte mich der Arzt, daß das Unbewußte

unsere Berufswahl bestimmt: Wer primären Blutdurst hat, bildet sich statt zu einem Raubmörder zu einem braven Metzgermeister, Zahnarzt oder Chirurgen aus und sublimiert dadurch seinen Trieb. Wer Spielmünzen zählt, wird Kassierer; wer im Sande spielt, mit Gartenerde schmiert, kann Anstreicher oder Kunstmaler werden. Wer in seiner Kindheit besonders sexualneugierig war, wird dann wohl Sexualforscher? Es gibt analytische Ortsgruppen in allen größeren Städten, eine ungeheure Sexual-Literatur von der Pornographie bis zur Analyse; heißt das nicht sublimierte Geschlechtswühlerei?

Als zwei Jahre erfolglos blieben, rieten mir meine Freunde, die Behandlung aufzugeben. Mein Arzt sagte: ‚Sie äußern eben nicht Ihr Letztes.' ‚Was ist das Letzte?' ‚Das kann ich nicht wissen, das wissen Sie — schwere sexuelle Kindererschütterungen.' Meine Kindheit brachte Verzicht und Gewähr. Das Elternhaus auf dem Lande in Sonne und Garten war freigebig ohne zu verschwenden. In der Schule war ich guter Durchschnitt. Später dennoch eine Kranke? Ein Psychiater sagte mir: ‚Ihr kleines Talent wurde zu Ihrem großen Unglück; nicht die Enttäuschung einer verletzten Eitelkeit, die jeder von uns überstehen muß, sondern ein Unverhältnis ihres geistigen Besitzes zu Ihrer Gestaltungsfähigkeit.' Wo ich Vollkommenes zu finden glaubte, erkannte ich Angriffsflächen. Innerlich unversöhnlich, vergab ich zu rasch; meine Übergänge waren zu schroff. Als die Analyse aufgehört hatte, kam die seelische Abstinenz. Ich war ja die Aussprache gewöhnt. Da suchte ich die Klinik auf. War sie auch nicht unfehlbar, lehrte sie mich durch den Anblick der Schwerkranken das Schweigen. Ich begegnete wohlwollenden Ärzten, die sich bemühten, in mir die Psychose zu finden oder alles für unnötig hielten. Einer meinte: ‚Ergeben Sie sich darein, die Unausgeglichene zu sein: Ihr Intellekt wird immer über Ihre Gründlichkeit und Ihre Kenntnisse hinausreichen.' Deshalb mußte ich zwei Jahre von Libido, erogenen Zonen, Unbewußtem, sexueller Blütezeit des Säuglings, Pubertätskrisen, Elternhaß (weil ich die Mutter liebte, haßte ich sie innerlich!), Visexualität, Exhibitions- und Schaulust hören?"

„Seltsam! Und Schriftsteller wie Arnold und Stefan Zweig und Thomas Mann haben sich in den Dienst der Psychoanalyse gestellt?"

„Natürlich! Weil sie sich mit der Superiorität des Analytikers identifizieren, niemals mit der Demütigung des Patienten. Dostojewski hätte sich mit dem Patienten verbündet. Noch eines möchte ich vom Laienstandpunkt hinzufügen: Die Psychoanalyse ist gewiß eine Erkenntnis, aber keine Therapie, d. h. nur etwa die einer Schicht. Ein Bauernmädchen, das aus dem Ambulatorium zu mir kam, kicherte: ‚Der Herr Doktor redet aber unanständig!' Sie hatte eben das Obszöne, das für den Arzt gewiß nicht existierte, für sich herausgegriffen. Ein hochgezüchteter Aristokrat, Doktor dreier Fakultäten, Spinoza- und Kant-Kenner, sagte mir: ‚Hier komme ich nicht mit, wir sind eben verschlossener.' Aus ihm, dem Gelehrten, sprach keineswegs das Vorurteil, sondern das, was Franz Werfel die Mattscheibe der Erkenntnis nennt. Seine vornehme Tradition krampfte sich einfach zusammen vor einer solchen seelischen Entblößung, und er behielt seine schöne Ausgeglichenheit. Gibt es bei Salvarsan, Tuberkulin oder Insulin jemals eine Schicht der zu Behandelnden? So ungern ich, die national eingestellte Jüdin, es zugeben muß, gehört die Analyse eben doch der Gruppe der Disputanten, an der unsere Rasse sehr reich ist und die wir übrigens mit den gebildeten Russen teilen. Wo aber keine allgemeine Therapie entstehen *kann*, wird ein Brahmanentum geschaffen, das keinen Heilsweg für Kranke geht, sondern steile Höhen der Philosophie, das zuweilen Edelweiß oder den Absturz findet, immer auf den Deus caritatis wartet, statt er selbst zu sein."

Es war dunkel geworden. Meine Freundin stand auf. Ich reichte ihr die Hand, und in dieser Geste waren wir eins.

Psychoanalyse und Strafrecht

Von Gustav Aschaffenburg in Köln

Die Entwicklung unserer Strafgesetzgebung und der ganzen Strafrechtspflege stellt uns vielfach vor neue Aufgaben oder mindestens vor Aufgaben, die früher vielleicht nebenbei berücksichtigt wurden, aber nicht im Vordergrunde standen. Wir werden bei der Auswahl der strafrechtlichen Gegenwirkungen nicht länger die Tat als maßgebenden Ausgangspunkt betrachten dürfen. Sie ist nur ein Symptom, wenn auch ein sehr wichtiges; vergleichbar etwa auf dem Gebiet der körperlichen Krankheiten dem Husten, der Schmerzhaftigkeit oder der Schwellung einer bestimmten Gegend, Erscheinungen, die uns vielleicht auf den richtigen Weg der Diagnose leiten, nicht aber schon die Diagnose selbst sind. So muß auch bei der Beurteilung eines Verbrechens hinter der Tat als dem äußerlich in Erscheinung tretenden Symptom der Weg gesucht werden, die Artung des Verbrechers zu ergründen. Seine Persönlichkeit ist für unser Handeln maßgebend; aus guten Gründen. Die Sühnetheorie hat sich überlebt, weil es keine Formel gibt, die einen gerechten Ausgleich zwischen Straftat und Sühne ermöglicht[1]). Selbst der Sühnetheoretiker bedarf der Erfassung der Persönlichkeit, weil sie auch für ihn bei der Strafzumessung zur Wahrung der gerechten Vergeltung unentbehrlich ist.

An die Stelle der Sühnetheorie ist das Bestreben getreten, die staatliche Gegenwehr zweckmäßig zu gestalten, d. h. den Versuch zu machen, sowohl dem Rechtsbrecher wie vor allem der Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung nach Möglichkeit gerecht zu werden. Das bedeutet: Bei dem zufällig Gestrauchelten und Harmlosen Milde, u. U. bis zum Verzicht auf Strafe; gründliche und zielbewußte Besserungsbestrebungen gegenüber dem Besserungsfähigen, wie das der Strafvollzug in Stufen versucht; und endlich bei dem Nichtbesserungsfähigen langjährige, wenn notwendig lebenslängliche Einschließung. Wie der Arzt nur dann richtig behandeln kann, wenn er den Krankheitszustand genau kennt, die Persönlichkeit zutreffend beurteilt und die Mittel zur Bekämpfung völlig beherrscht, so kann auch von der staatlichen Gegenwirkung gegen strafbare Handlungen nur dann Erfolg erwartet werden, wenn die Mängel der Persönlichkeit und die sonstigen zum Verbrechen führenden Bedingungen in vollem Umfange erfaßt werden.

Hier stehen wir vor einer Aufgabe, deren Lösung vertiefte Menschenkenntnis voraussetzt. Diese aber, so gewiß manche Menschen besondere Begabung dafür besitzen, ist vorläufig kaum erlernbar oder übertragungsfähig. Die wissenschaftliche Erforschung des Charakters steht noch in den Anfängen. Ich verweise auf die von Kretschmer am zielbewußtesten erfaßten Beziehungen zwischen Körperbau und Charakter, auf die Vererbungswissenschaft und die erst in den beiden letzten Jahrzehnten in Angriff genommenen Untersuchungen über die sogenannten psychopathischen Persönlichkeiten. Überall Ansätze, zum Teil vielversprechend und fruchtbar, nirgends festumschriebenes und sicheres Wissen. Auch die Handschriftendeutung wird in der Charakterkunde wertvolle Hilfe leisten können. Allerdings ist gerade sie vielfach von nichtwissenschaftlich denkenden Menschen betrieben worden und daher nicht ohne Grund etwas um ihr Ansehen gekommen. Aber sie verspricht Gutes in den Händen gewissenhafter und erfahrener Persönlichkeiten. Man wird also wohl oder übel auf Versuche mit allen Methoden nicht verzichten dürfen. Diese Erwägungen zwin-

[1]) Vgl. die Aufsätze von Fritz van Calker und Hans Ehard im Januarheft 1929 der S. M. „Krisis der Justiz".

gen zur Stellungnahme, ob uns vielleicht auch die Tiefenpsychologie Freuds wertvolle Einsichten geben kann, die es gestatten, die Motive und den Zweck eines Verbrechens sowie vor allem den Charakter eines Rechtsbrechers zu erfassen.

Ebensowenig wie Mißerfolge die Unrichtigkeit einer Theorie beweisen, beweisen Erfolge die Richtigkeit. Selbst wenn die theoretischen Vorstellungen, von denen Freud ausgeht, insbesondere die Idee der Verdrängung und der Umwandlung verdrängter Vorstellungen und Triebe in neurotische oder sonstwie auffällige Charakterzüge, falsch wären, könnten die Ergebnisse brauchbar sein. In jeder Wissenschaft hat sich schon oft herausgestellt, daß die zur Erklärung eines Vorganges angenommenen Gründe gelegentlich unsere Kenntnisse erweitert oder praktisch verwertbare Hilfen gebracht haben, aber trotzdem nicht richtig waren. Gerade diese Erfahrung legt dem Wissenschaftler die Pflicht zu äußerster Vorsicht in der Deutung auf. Hier muß der Psychoanalyse gegenüber die Kritik einsetzen.

Die Psychoanalyse oder besser gesagt die Psychoanalytiker suchen die letzten Gründe für alles Geschehen im Triebleben; in unendlich mühsamer, oft jahrelanger Zerlegungsarbeit sind sie bestrebt, zu den letzten Urgründen jedes Handelns, jeder Erscheinung vorzudringen. Aber was sie dabei finden, sind im großen und ganzen immer die gleichen, wenigen Vorgänge. Dadurch wird eine Allgemeingültigkeit vorgetäuscht, die manche Psychoanalytiker veranlaßt, auch Fälle zu beurteilen — die Gewißheit, mit der sie sich dabei äußern, beweist eine von keinerlei Zweifel angekränkelte Sicherheit — die sie überhaupt nicht persönlich untersucht haben, an die sie also ihre von vorneherein feststehenden Lehrsätze kritiklos heranbringen.

So erschien beispielsweise im Falle Angerstein ein von der Verteidigung geladener Sachverständiger, der ohne jegliche Berührung mit dem Angeklagten diesen Fall auf Grund psychoanalytischer Mechanismen restlos klären zu können glaubte.

Viel bedenklicher als dieser von ausgeprägtem Dilettantismus zeugende Fall erscheint mir ein anderer, der in der letzten Zeit viel Aufsehen erregt hat. Ein Student war des Vatermordes bezichtigt worden. Das von einer medizinischen Fakultät erstattete Gutachten beantwortete die Frage, wieso es möglich sein könne, daß der Angeklagte seine Unschuld im Ton völliger Überzeugung und Ehrlichkeit versichere, folgendermaßen: „Wenn sonach eine Unterbrechung der Bewußtseinskontinuität nicht in Betracht kommt, so fragt sich, wie denn anders wir es uns erklären sollen, daß der Angeklagte, falls er der Täter war, uns im Tone innerlicher Überzeugtheit und Ehrlichkeit seine Unschuld versichern kann; es bleibt unter den gegebenen Verhältnissen nur die Annahme, daß sich beim Angeklagten gegenüber den Erlebnissen während der kritischen Zeitstrecke ein Verdrängungsmechanismus geltend gemacht hat."

Daß wir unliebsame Erlebnisse gerne beiseiteschieben, ist eine alltägliche Wahrnehmung. Dagegen ist es durchaus unbewiesen, ob wir sie so weit verdrängen können, daß sie wirklich vergessen werden; aber selbst zugegeben, das wäre möglich, so kann doch diese Verdrängung nicht sofort einsetzen und nicht gerade nur die kurze Zeitspanne der Tat selbst umfassen, während eine große Reihe von vorhergehenden wie auch nachfolgenden Einzelheiten in der Erinnerung genau bewahrt werden. Und ganz gewiß ist es ausgeschlossen, daß eine so grausige Tat wie ein Vatermord völlig verdrängt werden kann. Das hat im erwähnten Falle sogar Freud anerkannt und eine Verdrängung eines Vatermordes für „eine Seltenheit erster Ordnung" erklärt. In dieser Äußerung liegt das Zugeständnis, daß, wenn auch vielleicht selten, das Vergessen eines Vatermordes doch im Bereich des Möglichen liegt.

Bei dem gleichen Falle hatte ein psychologischer Sachverständiger geschrieben: „Je mehr man sich in die Seelenlage des Angeklagten hineindenkt, desto unwahrscheinlicher wird es, daß er bei seiner Liebe zur Mutter eine solche Tat begangen

haben könnte. Man müßte dann schon eine, der Theorie von Freud entsprechende, erotische Leidenschaftlichkeit für die ältliche (und in diesem Sinne völlig reizlose) Mutter annehmen, wozu im vorliegenden Falle wahrlich nicht die geringste Veranlassung besteht." Auch hierzu hat Freud selbst Stellung genommen und die Erwähnung des Ödipus-Komplexes, in Anbetracht der fehlenden Gewißheit, ob der Sohn wirklich seinen Vater erschlagen hat, für „irreführend oder zum mindesten für müßig" erklärt. „Aber", fügt er hinzu, „wäre die Tat objektiv bewiesen: so hätte man allerdings ein Anrecht, den Ödipus-Komplex heranzuziehen zur Motivierung einer sonst unverstandenen Tat."

Dagegen muß ich aufs entschiedenste Einspruch erheben. Es gehört zu den vielen unbewiesenen und wohl auch unbeweisbaren Behauptungen der Psychoanalyse, daß die gelegentlich auftretenden Meinungsverschiedenheiten zwischen Eltern und Kindern auf sexuellen Verdrängungen beruhen. Die inzestuöse Zuneigung des Sohnes zur Mutter (der Tochter zum Vater) erwecke den Neid des Sohnes auf den Vater, der mit der Mutter geschlechtlich verkehren könne. Diese Gefühle — der sogenannte Ödipuskomplex — gehen bis in die früheste Kindheit zurück und wirken entscheidend auf das Verhältnis des Sohnes zum Vater. Ist man wirklich berechtigt, eine solche Theorie, vorausgesetzt, daß sie überhaupt auf einzelne Fälle zutreffen würde, so zu verallgemeinern, wie das die Psychoanalytiker tun? Und muß es nicht für das ganze Strafrecht verhängnisvoll werden, wenn derartige Gedankengänge herangezogen werden, um nicht auffindbare Motive zu ersetzen? Denn wenn Freud in dem fraglichen Falle auch scheinbar das Vorliegen des Ödipus-Komplexes verneint, so doch nur, weil er den Täter nicht für zweifelsfrei überführt hielt.

Am weitesten geht wohl in der Verwertung der Freud'schen Psychoanalyse, so weit es das rechtliche Gebiet betrifft, Theodor Reik in seinem 1925 erschienenen Buche „Geständniszwang und Strafbedürfnis". Das Schuldgefühl, das Freud als „die Reaktion auf die beiden großen verbrecherischen Wünsche auf der Kindheitsstufe, den Vater zu töten und die Mutter zu besitzen" beschreibt, erzeugt ein Strafbedürfnis. Die verdrängten seelischen Vorgänge drängen wiederum, sich zu entäußern, und verraten sich in unwillkürlichen Bewegungen, Versprechen und sonstigen Fehlhandlungen, die auf einen Geständniszwang hinauslaufen. Bei diesem Geständniszwang handelt es sich nach Reik um eine „partielle Befriedigung" des auf die verpönten Wünsche „reagierenden Schuldgefühls", und so kommt es zu Selbstbestrafungen, zu Geständnissen und schließlich sogar zur Begehung von „Verbrechen aus Strafbedürfnis". Rechtsanwalt Staub spricht in dem psychoanalytischen Volksbuche (1926) von „Verbrechern aus Schuldgefühl", die es unbewußt „geradezu darauf anlegen, abgefaßt zu werden", und meint, daß „den Verbrecher die Entdeckung und die Bestrafung sichtlich erleichtert". „Das heutige Strafgesetzbuch steht diesem Verbrechertypus ebenso verständnislos gegenüber wie der durchschnittliche medizinische Sachverständige. Die Strafe des Gesetzes ist in diesem Fall wohl die unzweckmäßigste Form der Reaktion der Gesellschaft. Weit davon entfernt, abzuschrecken oder zu bessern oder zu verhüten, ist sie ja gerade das unbewußt erstrebte Ziel, um dessentwillen derartige Menschen Straftaten begehen. Wenn die Strafe hier überhaupt einen Erfolg hat, so ist es der, daß sie dem Verbrecher aus ‚Schuldgefühl' durch das Leiden das Schuldgefühl erledigt oder erleichtert, und ihm so zu einer neuen kriminellen Tat befähigt." „Der Verbrecher wird nicht trotz der Strafe, sondern häufiger wegen derselben rückfällig."

Die Wurzel der Kleptomanie, nebenbei eine Form, deren Selbständigkeit kein Psychiater mehr annimmt, geht nach Staub „auf ein regelmäßiges, beim Kleptomanen besonders starkes, Gefühl aller Kinder zurück — auf den ‚Penisneid'. Aus

dem entsteht der allerdings verdrängte Wunsch der Frau, dem Manne den Penis zu entreißen; dieser Wunsch lebt im Unbewußten zwanghaft weiter, bis sein gemilderter Ausdruck im Stehlen eines lockenden Gegenstandes bewußtseinsfähig wird."

Schließlich sind auch die Hochstapler nur Menschen, die in der Jugend nicht genug Liebe genossen haben, „seelisch unterernährt" waren. „Wie ein neurotisches Symptom versucht der Hochstapler aus Wiederholungszwang für die Verletzung des Narzißmus in der Kindheit eine Entschädigung zu erhalten, sie zu ‚rekompensieren', gleichzeitig Rache zu üben und dabei auch sich selbst zu bestrafen."

Daß nebenbei auch beim Richter das Unbewußte wirksam ist und „unbewußte Affekte gegenüber dem Verbrecher hervorruft", war nach dem Dargestellten zu erwarten. Diese unbewußten Affekte treten, „da der Trieb im Unbewußten nach dem Talionsprinzip reagiert, als Voreingenommenheit, Härte oder dergleichen in die Erscheinung". „So ist oft nicht das Bewußtsein des Richters die eigentlich urteilende Instanz, sondern eine sadistische Triebkomponente, die zwar im erlaubten Kreise — gesetzlich — aber soziologisch in höchst unzweckmäßiger Form sich auslebt."

Ich will es mit dem Angeführten genug sein lassen. Es genügt wohl auch völlig, um erkennen zu lassen, wohin die Freud'sche Psychoanalyse uns führt. Wäre, und das möchte ich nochmals betonen, die psychoanalytische Behandlung wirklich imstande, zu Verbrechen neigende Persönlichkeiten zu heilen, so könnte man alle diese Verstiegenheiten in Kauf nehmen; und dann könnte es uns gleichgültig sein, ob die theoretischen Begründungen zutreffend sind oder nicht. Wir würden uns der Erfolge freuen und sie dankbar anerkennen. Davon aber kann keine Rede sein, und so müssen wir von den Psychoanalytikern Beweise für ihre kühnen Behauptungen verlangen; die aber fehlen trotz der umfangreichen und zahlreichen Veröffentlichungen. Man könnte sich auch die Psychoanalyse als heuristisches Prinzip gefallen lassen, wenn nicht die Erfahrung gelehrt hätte, daß die Anhänger der Psychoanalyse mit einer sonst in der Wissenschaft nicht üblichen Sicherheit die Richtigkeit ihrer Gedankengänge behaupten und so von der objektiven Beobachtung (objektiv, soweit das überhaupt möglich ist) und nüchternen Abwägung der erkennbaren Motive abdrängen.

Der wichtigste Fehler der Psychoanalyse ist die geringe Beachtung, die den vererbten und angeborenen Eigenschaften geschenkt wird, und die bedenkliche Überschätzung der gestaltenden Einflüsse von Erziehung, Umwelt und Lebenserfahrung. Psychoanalyse, d. h. die Zerlegung der seelischen Persönlichkeit eines Menschen, hat es längst vor Freud gegeben und gibt es ohne Freud, aber nur derjenige wird auf diesem Gebiet zu fruchtbaren und brauchbaren Ergebnissen kommen, der nicht an Hand bequemer gedanklicher Schemata in jedem einzelnen Falle ohne Voreingenommenheit und nüchtern sich den Weg zur Erfassung der Persönlichkeit bahnt.

Wer heute noch gegen Freud und gegen die Freud'sche Schule, die sich schon in verschiedene, sich z. T. heftig befehdende Zweige gespalten hat, ankämpft, muß es sich gefallen lassen, von den Psychoanalytikern als rückständig angesehen zu werden. Dieses Schicksal wird mir nicht erspart bleiben, aber ich hielt mich für verpflichtet, gerade im Interesse der für uns so blutnotwendigen Erfassung der Eigenart jedes einzelnen Verbrechers und im Interesse einer zielbewußten Kriminalpolitik Front zu machen gegen eine Methode, die glaubt, Tiefenpsychologie zu treiben, und in Wirklichkeit nur zu Verflachung geführt hat.

Ich habe oben darauf hingewiesen, wie sehr die Strafrechtspflege der Zukunft einer vertieften Menschenkenntnis bedarf. Hier bahnt sich — und wer die Entwicklung im In- und Auslande mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird sich der Tatsache nicht verschließen — eine grundsätzliche Änderung ihren Weg. Die Zukunft unserer Bemühungen im Kampf gegen das Verbrechertum verschiebt sich mehr und mehr

aus dem Gerichtssaal in den Strafvollzug, geht vom Richter in die Hände des Strafvollzugsbeamten über. Auch die sorgfältigste Vorbereitung einer Gerichtsverhandlung und die Ausnützung der in dem Fachausdruck „soziale Gerichtshilfe" sich kundgebenden Bemühungen, dem Richter möglichst umfangreiches Material zur Beurteilung des vorliegenden Falles und des Angeklagten zu liefern, wird daran nicht viel ändern können. Sie genügen nicht, um dem Richter ausreichenden Einblick in die Persönlichkeit zu geben, dessen er zur Erkennung des Gegenmittels bedarf.

Vor allem fehlt bei dem Zumessen von Strafen, wenigstens wenn es sich um Menschen handelt, die nicht schon oft bestraft worden sind, ein Maß für die „Strafempfänglichkeit" des Verurteilten, d. h. für seine Beeinflußbarkeit durch die Strafe oder die sonstigen angeordneten Maßnahmen. In dem Augenblick, in dem nicht das einfache Absitzen der Strafe als wesentlichste Aufgabe des Strafvollzugs erscheint, sondern versucht wird, den Verbrecher wieder zu einem brauchbaren Gliede der menschlichen Gesellschaft zu machen, tritt der Strafvollzug in den Vordergrund.

Hier, wo in täglichem Umgange mit den Gefangenen die Zeit bleibt, den erst gewonnenen Eindruck der Persönlichkeit des Verbrechers immer wieder von neuem nachzuprüfen und das Charakterbild ganz zu erfassen, wird auch die einmal ausgesprochene Strafe sich der vertieften Einsicht, sich dem Wesen des Verbrechers anpassen können und müssen. Das wird schließlich zu dem führen, was in der Wissenschaft als „unbestimmtes Strafmaß" bezeichnet wird; d. h. die Anpassung der Strafe in Dauer und Art an die Persönlichkeit des Verbrechers und die Bestimmung der Strafdauer nach den erreichbaren und erreichten Strafwirkungen.

Es ist nicht meine Aufgabe, dieses wichtige Problem der Kriminalpolitik hier weiter auszuführen. Aber ich darf wohl erwähnen, daß auf den letzten internationalen Gefängniskongressen, auf denen neben Theoretikern des Strafrechts die hervorragendsten Strafanstaltsleiter der ganzen Welt vertreten waren, der Gedanke des unbestimmten Strafurteils kaum noch auf Widerstand gestoßen ist. Er kann sich aber nur durchsetzen und bewähren, wenn wir wirklich dazu kommen, soweit menschliches Können das überhaupt vermag, zuverlässig das Wesen jedes einzelnen Verbrechers zu erkennen. Die Aufgabe ist schwer, aber sie muß gelöst werden. Jede Hilfe werden wir dankbar willkommen heißen, aber sie darf uns nicht in die Irre führen, und deshalb lehne ich die Psychoanalyse im Freud'schen Sinne ab.

Neuerscheinungen zur Psychoanalyse

Aus dem umfangreichen Schrifttum zur Psychoanalyse können hier nur einige wesentliche Neuerscheinungen verzeichnet werden. Grundlegend für jede Beschäftigung mit den einschlägigen Problemen sind die Schriften Sigmund Freuds, die jetzt in einer elfbändigen Gesamtausgabe vorliegen. Zur Einführung geeignet ist die volkstümlich gehaltene Schrift von Ernst von Aster, „Die Psychoanalyse" (Volksverband für Bücherfreunde, Berlin-Charlottenburg), die allerdings jede kritische Stellungnahme vermissen läßt. Die von Freud abgezweigten Richtungen haben vor allem in C. G. Jungs Buch „Das Unbewußte im normalen und kranken Seelenleben" und in seinen „Psychologischen Typen", ferner in Alfred Adlers Werken „Über den nervösen Charakter" und „Praxis und Theorie der Individualpsychologie" ihre Begründung erhalten. Auch Charles E. Maylan, dessen Buch „Freuds tragischer Komplex" (Ernst Reinhardt, München) eine geistreiche Analyse der Psychoanalyse unternimmt, zählt zu diesen von Freud abgeschwenkten Analytikern.

Die letzte und umfassendste Kritik der Freud'schen Lehre gibt Oswald Bumke, „Die Psychoanalyse" (Julius Springer Verlag, Berlin). Der unseren Lesern wohlbekannte Münchner Psychiater kommt zu einer vollen Ablehnung der Dogmen und der Methoden Freuds. Von einem religiös begründeten Standpunkt setzt sich schließlich der Züricher Psychiater Paul Maag in seinem Werk „Psychoanalyse und seelische Wirklichkeit" (J. F. Lehmanns Verlag, München) mit Freud auseinander. Er unterzieht alle Hauptthesen Freuds sachlicher Kritik und ruft die Erfahrungen des Lesers geschickt zum Zeugen auf. A. H.

Zur Philosophie der Geisteswissenschaften[1]

Von Karl Voßler in München

I.

Wenn man an die Philosophie der Geisteswissenschaften herantritt, so darf man die Vorfrage erheben, ob denn den Geisteswissenschaften eine andere Philosophie zukommt als den Naturwissenschaften, ob nicht das, was für diese als wahr gilt, auch für jene Bestand hat, ob es wirklich mehrere Philosophien geben kann und darf. Jedenfalls kann es innerhalb der Philosophie keine zwei Wahrheiten geben: entweder eine einzige oder gleich mehrere, beliebig viele, aber nicht zwei, nicht zweierlei. Wenn es viele gibt, so fragt sich, ob sie sich widersprechen und gegenseitig entkräften, oder ob sie sich ergänzen, stützen und schließlich doch zu einer wieder zusammenstreben. Kein Mensch, der ernsthaft philosophiert, wird es sich nehmen lassen, nach einer letzten, alle einzelnen Erkenntnisse umfassenden Wahrheit wenigstens zu trachten. Ob er sie erreicht, oder nicht vielmehr stecken bleibt und sich bei einer Teilansicht von ihr bescheiden muß, ist eine andere Frage. Jedenfalls ist die kritische Selbstbescheidung, so gut wie das Streben nach einer letzten, allumfassenden Wahrheit eine echt philosophische Eigenschaft. Man sollte sie beide haben und die eine mit der anderen temperieren.

Das Bedürfnis und die Gabe zu philosophieren ist uns allen eingeboren. Die wissenschaftliche Fachphilosophie, mag sie noch so streng schulmäßig sein, erhebt keineswegs den Anspruch, uns, den Ungeschulten, dieses Bedürfnis auszureden und seine Befriedigung zu verbieten. Im Gegenteil. Die wissenschaftliche Philosophie verhält sich zu dem natürlichen, liebhabermäßigen Philosophieren ähnlich wie der geübte Verstand zu dem sogenannten gesunden Menschenverstand, oder wie die Kunstdichtung zu der Volkspoesie, oder wie ein systematisch geordneter Verwaltungsapparat zu einer familiären Haushaltung. Es kommt vor, daß ein ungeschulter Kopf eigenartiger und erfolgreicher philosophiert als ein noch so stramm gedrillter, vorausgesetzt, daß der ungeschulte gründlich ist und der geschulte nicht. Die Gründlichkeit des Philosophierens läßt sich nur zu einem gewissen Grade lehren: das Beste an ihr ist Anlage oder Vorbestimmung. Veranlagt, vorbestimmt und berufen ist aber kein Mensch gleichmäßig zu jeder philosophischen Aufgabe. Schulen, unterrichten, üben freilich kann man sich gleichmäßig in allen Zweigen. Immer jedoch wird der Eine mehr zur Selbstkritik und Selbstbescheidung neigen und geschickt sein, der Andere mehr zur Ergreifung, Umfassung und Beherrschung der Wirklichkeitserkenntnis. Immer wird der Eine den Urgrund besser und sicherer in sich selbst suchen, der Andere in der Natur der Dinge. Darum ist die Gliederung unseres Philosophierens in ein naturwissenschaftliches und geisteswissenschaftliches keine Erfindung und Veranstaltung der Fachleute, sondern beruht auf einer ursprünglichen Gabelung unseres Könnens und Strebens, auf der Zweiseitigkeit der philosophischen Eigenschaft des Menschen und seiner philosophischen Aufgabe. Diese geht ebensosehr seinen Geist an wie seine Natur, sein Inneres wie seine Umwelt. Wie eng dies alles zusammengehört, wie das Eine im Anderen ruht, ersieht man schon daraus, daß man jedesmal in Einseitigkeiten und Irrtümer verfällt, wenn man den Geist ohne Natur denkt, oder die Natur ohne Geist, oder das Ich ohne Nicht-Ich.

Man hat versucht, die Geisteswissenschaften grundsätzlich von den Naturwissen-

[1]) Zwei Vorträge, gehalten im Bayerischen Rundfunk am 17. und 19. Juni 1931.

schaften abzutrennen, indem man den ersteren die historische Methode allein zuwies und Geisteswissenschaft gleichsetzte mit Geschichtswissenschaft, wobei die Naturwissenschaften als reine Gesetzeswissenschaften beiseite standen, als ob nicht auch sie ihre geschichtlichen Fragen und Rätsel hätten: Geschichte der Erdrinde, der Pflanzen, der Tiere, des Lebens usw. Auch der andere Satz, nämlich, daß die Geisteswissenschaften mit der geschichtlichen Methode allein auskommen und ohne naturwissenschaftliche Fragestellung arbeiten, ist nicht gut haltbar. Damit sind wir bei dem Hauptproblem der Philosophie der Geisteswissenschaften angelangt, d. h. bei der Frage, mit welchen Voraussetzungen und Begriffen sie arbeiten. In Kürze läßt sich dies nur an einigen Beispielen zeigen.

Es erforscht jemand die Geschichte einer großen politischen Bewegung, sagen wir der französischen Revolution. Dabei findet er, was der große französische Historiker Tocqueville tatsächlich gefunden hat, daß die führenden Männer der Revolution, Mirabeau, Danton, Marat, Robespierre nicht in dem Maße führend waren, wie man angenommen hatte, sondern daß sie vielfach sich haben treiben lassen und den Ereignissen oft nur ihren Namen, nicht ihre Tatkraft geliehen haben. Danach richtet der Historiker nun mit Recht seine Darstellung und schildert mit kulturgeschichtlicher und soziologischer Breite das, was man bisher als eine Reihe von persönlichen Entschlüssen und Kühnheiten führender Geister gesehen hatte, als ein zwangsläufiges Ergebnis der französischen Einrichtungen und öffentlichen Zustände *vor* der Revolution und als eine ziemlich kopflose und überstürzte Massenbewegung *während* derselben. Die Darstellungen seiner Vorgänger verwirft dieser Historiker als irrig, als nicht den Urkunden und Tatsachen entsprechend. Nehmen wir an, er überzeugt mit seiner Auffassung und Darstellung auch andere Geschichtschreiber, etwa so wie Taine durch Tocqueville überzeugt worden ist. Nun gehen diese Anderen daran, die neue Auffassung, von deren Leuchtkraft sie erhellt und zugleich geblendet sind, auch auf neuen Gebieten zu betätigen. So hat z. B. Taine eine englische Literaturgeschichte geschrieben, in der die Dichtungen der Engländer nicht so sehr als künstlerische Kraftleistungen und Meisterwerke von einzelnen schöpferischen Geistern beurteilt werden, sondern mehr und mehr als natürliche, beinahe selbstverständliche Äußerungen des englischen Volkes, seiner verschiedenen Rassen, des englischen Lebensstiles, der englischen Neigungen und Temperamente, ja des englischen Klimas und Bodens. Alsbald erhebt sich der Widerspruch. Das sei, entgegnet man, eine Herabwürdigung und Banalisierung des dichterischen Genius. Chaucer, Shakespeare, Milton, Byron seien mit ihren Dichtungen keine gewöhnlichen Landesprodukte, wie etwa die Pferde, die man in England züchte oder die Bäume und Wiesen. Der König Lear, der Hamlet, der Childe Harold seien keine natürlichen Gewächse, sondern geistige Werke. Dabei berufen sich Taine sowohl wie seine Gegner auf dieselben Urkunden und bestehen darauf, daß sie aus einem und demselben Tatbestand ihre Auffassungen ablesen. Jetzt wird der Streit grundsätzlich. Der Text, die Quellen, die Urkunden sind da. Beide Teile, Taine und seine Anhänger, die naturalistischen Literarhistoriker wollen wir sie nennen, führen dieselben Dokumente ins Feld wie ihre Gegner, die wir der Kürze halber als die Antinaturalisten bezeichnen. Wer hat recht? Wer entscheidet oder schlichtet den Prozeß? Die Philosophie der Geisteswissenschaften, gleichviel, ob die streitenden Literarhistoriker in eigener Person oder ob besondere Fachmänner der Philosophie sich der Frage annehmen. Die Hauptsache bleibt, daß man sich bewußt wird: hier liegt eine philosophische, keine rein historische oder gar philologische Frage mehr vor. Denn die Frage lautet: Was ist Dichtung überhaupt? Ist sie eine Schöpfung des menschlichen Geistes oder ein Erzeugnis der menschlichen, gesellschaftlichen und außermenschlichen Natur? Inwiefern ist sie das Eine, inwiefern das Andere? Wie spielen Geist und Natur in ihr zusammen? Oder

schließen sie sich etwa aus? Schließen sie sich ein? Ist der Dichter frei, ist er gebunden in seiner poetischen Tätigkeit? Das Publikum, die Mode, der Geschmack, die Sprache, die überlieferten Formen, helfen sie ihm oder behindern sie ihn? Die Philologen und Historiker werden, wenn sie einen guten Instinkt haben, es immer vorziehen, solche Fragen und Knäuel von Fragen von Fall zu Fall zu beantworten, anstatt sich grundsätzlich festzulegen. Aber, wenn sie philosophische Gründlichkeit besitzen, werden sie einsehen, daß ihre Beweglichkeit und Fähigkeit, bald so, bald anders zu entscheiden, bald den Naturalisten, bald ihren Gegnern zu folgen, ihre Grenze hat, wofern sie nicht in eine denkerische Anarchie und Charakterlosigkeit verfallen wollen.

So wird die Philosophie innerhalb der geschichtlichen, literarhistorischen und philologischen Forschungen zu einer Schützerin und Bewahrerin der Methoden. Nicht, daß sie den Historikern diese oder jene Methode empfehlen, vorschreiben oder verbieten wollte. Die Methode, d. h. den Erkenntnisweg zu seinem Gegenstande hin muß jeder Forscher sich selbst bahnen. Die Philosophie gibt ihm nur, wie eine Magnetnadel, die Möglichkeit an die Hand, sich zu orientieren, sich auf die Richtung, die er eingeschlagen hat, zu besinnen. Sie sagt ihm etwa: jetzt näherst du dich dem naturwissenschaftlichen Denken, jetzt brauchst du exakte Begriffe, hier beginnst du soziologisch und nicht mehr rein geschichtlich zu denken, hier versinkst du im historischen Relativismus, oder, gib acht, gleich wirst du in die Zone der Werturteile geraten, schon hat das eigene Gefühl dich erfaßt, dein Geschmack, deine politische Leidenschaft, deine voreilige Leichtgläubigkeit nehmen dich gefangen. Sei ehrlich, bekenne, daß du hier Gefahr läufst, Partei zu werden, brich ab oder, wenn du willst, fahre fort, werde einseitig, nur wisse, daß du es bist. Bedenke, daß du jetzt nicht mehr forschest, daß du aufgehört hast, reiner Zuschauer zu sein und die Waffen des Kampfes und der Propaganda in deinen Händen schwingst. Mag sein, daß du auch so noch, auch im Sturm deiner Leidenschaften, als Kriegführender noch die wissenschaftliche Forschung förderst, doch ist das dann nur ein glücklicher Zufall, ein Nebenergebnis. Dein Weg ist nicht mehr der der Wahrheit, auch wenn dir die Wahrheit darauf begegnen sollte, auch wenn du die Wissenschaft mit dir zerrst auf den Kriegspfad. Es kann sogar sein, daß dem Fortschritt deiner Wissenschaft die Polemik, in die du geraten bist, gar nicht schlecht bekommt und daß die Wahrheit dabei gedeiht, aber nicht mehr als deine Sache, noch als Sache deiner Gegner, sondern als tertia gaudens, d. h. als ein Begriff, der höher, reiner, unpersönlicher ist als deine getrübten Begriffe.

Wenn in dieser Weise ungefähr die Philosophie den Geschichtsforscher an seinen eigentlichen Weg erinnert, den er, ohne es zu merken, verlassen hat, so spitzt sich ihre methodologische Kritik mehr und mehr zu einer Warnung und Ermahnung persönlicher und ethischer Art an den Verirrten zu. Die Besinnung auf die Methode verschärft sich zur Selbstbesinnung und vielleicht gar zum Gewissensbiß.

Ein großes Beispiel, das wir heute alle erleben, kann diesen Sachverhalt noch greller beleuchten. In sämtlichen Ländern, die am Weltkrieg beteiligt waren, sind gegenwärtig eine Reihe von Geschichtsforschern damit beschäftigt, die Ursachen, Bedingungen und Verantwortlichkeiten zu ermitteln, denen der Ausbruch des großen Krieges wirklich zugeschrieben werden muß. Die französischen Historiker sehen begreiflicherweise diese Dinge ganz anders an als die deutschen, und wieder anders die englischen, italienischen usw. Die nationalen Auffassungen sind so hoffnungslos verschieden voneinander, und die Geschichtsschreibung ist diesem brennenden Gegenstand gegenüber so tief verwickelt in die politischen Interessen, Wünsche und Denkgewohnheiten der einzelnen Nationen und innerhalb der Nationen in die Ideologien und Leidenschaften der Parteien, daß die Forschung die größte Mühe hat, sich daraus zu befreien. Professor Becker, der frühere preußische Unterrichtsminister, hat,

angesichts dieser ungeheuren Schwierigkeit, sich die Überzeugung gebildet, daß es eine Geschichtschreibung, die überhalb der Nationen stehe, heutzutage gar nicht gebe, nicht geben könne und vielleicht auch nicht dürfe. Man müsse sich daher zu internationalen Untersuchungsausschüssen zusammensetzen, zu einer Art Völkerbund der Historiker, und dort sich zu verständigen suchen. Ich fürchte, daß dabei nur Kompromisse zutage kämen, aber nicht die historische Wahrheit, die etwas wesentlich anderes ist. Ein Kompromiß ist ein praktisches Gebilde, das Ergebnis eines Interessen- oder Rechtshandels, die Wahrheit aber ist rein theoretisch, logisch und begrifflich. Die Aufgabe, die Becker vor internationale Kongresse von Historikern bringen möchte, gehört ihrem wissenschaftlichen Wesen nach vor das Forum der Philosophie, und Philosophie trägt jeder gründliche und gewissenhafte Historiker in seinem eigenen Bewußtsein oder sollte sie wenigstens darin tragen und hegen als Besinnung auf seine Methode, wie auf seine Gefühlswelt, seinen Glauben, seine Neigungen, seine vaterländischen und vor allem menschlichen Pflichten, kurz auf die Lauterkeit seiner Person.

Man mag die Philosophie der Geisteswissenschaften noch so streng als Methodologie oder Erkenntniskritik oder als Lehre von den geisteswissenschaftlichen Grundbegriffen definieren: das ethische Moment des Gewissens und der Wahrhaftigkeit gehört unvermeidlich dazu; denn hier ist die Besinnung auf den sachlichen Gegenstand der Forschung ohne Rückbesinnung des Forschers auf sich selbst geradeso unmöglich wie eine Orientierung in fremder Gegend ohne eigenen und festen Standpunkt des Menschen, der sich orientiert.

II.

Ein großer italienischer Philosoph im Zeitalter des Barock, Giambattista Vico, hat die Lehre aufgestellt, daß der Mensch nur diejenigen Dinge einigermaßen zu erkennen vermag, die er selbst macht oder betätigt. Damit wird alles andere, das wir nicht machen, das ungeheure Schaffen und Wirken der Natur im unendlichen Weltall beiseite geschoben und für uns verschleiert als ein ewig geheimnisvolles Reich, in dem wir zwar leben, das wir aber nie und nimmer verstehen. Wir können wohl einzelne Stoffe und Kräfte dieses Reiches benützen, die Ströme stauen und kanalisieren, den Blitz einfangen, sogar künstlich hervorrufen, aber, was Wasser, was Elektrizität in Wirklichkeit ist, werden wir nie ergründen, weil es ein menschenfremdes Wesen hat, uns immer entschlüpft und nie sein letztes Geheimnis ausliefert.

Allein, diese Frage erhebt sich nun, ist es denn sicher, daß der Mensch sein eigenes Tun und Machen wirklich kennt und sich nicht Fremdes ihm dazwischen schiebt? Meinen wir immer genau das, was wir sagen? Erreichen wir immer, was wir beabsichtigen? Deckt sich denn immer unser Tun mit unserem Denken? unser verum mit unserem factum? Zugegeben, das Reich der Geschichte sei das einzig uns vertraute, weil wir Menschen die Geschichte machen und dabei ganz unter uns sind, frei in unseren politischen, wirtschaftlichen, sittlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Betätigungen: so erhebt sich dennoch innerhalb dieses Licht- und Freiheitsreiches eine dunkle Größe und trübt unsere Einsicht und bindet unser Wollen. Dabei braucht man an nichts sonderlich Geheimnisvolles zu denken, an keine bösen Geister, noch an Naturkatastrophen wie Überschwemmungen oder Erdbeben, die in wenigen Minuten tausendjährige Menschenwerke und zahlreiche Menschenleben hinwegraffen. Nein, das Harmloseste, Nächste, das wir ganz aus uns selbst heraus erzeugen, meistern und verstehen: unsere Worte, unser Sprechen, wird es nicht täglich, stündlich gehemmt? Ich will vollständig absehen von Störungen wie Heiserkeit, Lähmungen und sonstigen Zufällen. Aus unserem fließenden gemeinverständlichen Sprechen selbst erhebt sich die dunkle Größe, die Bindung, das Gesetz, die Grammatik. Alles Sprechen hat seine Grammatik, die der Sprechende nicht einmal zu wissen braucht und sie dennoch einhält, gewohnheitsmäßig und gefühlsmäßig. Die Gründe dieser Grammatik ent-

ziehen sich ihm. Weiß er denn, weshalb der Tisch männlichen Geschlechtes ist, oder wie ein Tisch überhaupt dazukommt, ein Geschlecht zu haben? Der Sprechende muß sich den männlichen Tisch, die weibliche Sonne, das neutrale Mädchen einfach gefallen lassen, ähnlich wie er in seiner Kleidung die herrschende Mode, in seinem Umgang die allgemeine Sitte, in seinem Tun das landesübliche Recht, in seinem Singen, Dichten, Malen den Zeitgeschmack und Stil seines Landes nicht selbst macht, sondern mitmacht, nachmacht und mehr oder weniger gefügig erleidet. Es gibt schlechthin kein Gebiet menschlichen Denkens und Handelns, auf dem wir vernünftigerweise niemandem als uns selbst gehorchten und als Einzelne unsere eigenen Herren sein könnten. Gerade die heutige Zeit mit ihrem Hang zum Kollektivismus, Antiindividualismus, Antiliberalismus, mit ihren Massenbewegungen, sozialen Sorgen und Pflichten, kommunistischen und faszistischen Vorstößen hat diese Seite des Daseins tiefer erfahren als jedes andere uns bekannte Jahrhundert.

Kein Wunder, daß in unserer Zeit eine neue Wissenschaft, die Soziologie gefordert und verkündigt wird, die diesen Bindungen des Menschen nachgehen soll. Was hat man nicht alles soziologisch zu erfassen gesucht in den letzten Jahrzehnten: Soziologie der Sprache, der Kunst, der Religion, der Wirtschaft, des Rechtes, ja sogar der Wissenschaft. Georg Simmel und Max Weber sind in Deutschland die stärksten Bahnbrecher dieser neuen Wissenschaft. Aber ist sie denn neu? Haben z. B. die Franzosen nicht immer schon die Geisteswissenschaften als sciences sociales oder morales von den Naturwissenschaften unterschieden? Seit mindestens vier Jahrhunderten herrscht in Frankreich die Gewohnheit, den Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens von der gesellschaftlichen Seite her beizukommen und alles Geschichtliche sozialwissenschaftlich zu erklären. Dies hängt mit der starken Neigung der Franzosen zur Psychologie zusammen und mit ihrem Bedürfnis, alles Seelische kausal aufzuhellen, nichts Dunkles noch Wunderbares darin zu belassen. Dieser psychologische Rationalismus ist aber keineswegs die Triebfeder der modernen deutschen Soziologie. Was Georg Simmel dazu führte, war eher eine mystische Abneigung gegen das Aufklärerische. Max Weber hoffte, auf soziologischem Wege loszukommen von den subjektiven Werturteilen, von Loben und Nörgeln, von der leidenschaftlichen Geschichtschreibung und Beschattung der Dinge durch die eigene Person. Kurz, diese neue Soziologie stammt eher aus dem Mißtrauen gegen unsere Gescheitheit als aus der französischen Freude daran. Sie ist bescheidener. Sie will aus allerlei Tatbeständen nur Regeln, Typen, Exempla herausstellen, nach denen im Raum der Gesellschaft und im Strom der Geschichte die menschlichen Tätigkeiten und Leistungen zu verlaufen und sich in einander zu ordnen pflegen.

Damit ist nun freilich stillschweigend zugegeben, daß die Soziologie eine selbständig strenge Wissenschaft neben oder außerhalb der Geschichtswissenschaften nicht sein und niemals werden kann, sondern sozusagen nur die andere Seite derselben, die Rückseite der Geschichte. Der Einzelne und die Gesellschaft gehören ja doch zusammen und bleiben aufeinander wie Seite und Gegenseite angewiesen. Die Gesellschaft fährt fort aus Einzelnen auch dann noch zu bestehen, wenn ich diesen oder jenen Einzelnen von ihr losgelöst habe. Und die Einzelperson bleibt ihrerseits in sich selbst ein gesellschaftliches Wesen, und zwar nicht nur in dem Sinn, daß sie auf die Gesellschaft der Anderen angewiesen ist und ohne Gesellschaft vereinsamt und seelisch und leiblich zugrunde geht, sondern auch in dem tieferen geistigen Sinn, daß der Einzelne in sich selbst Gesellschaft entwickelt. Sobald er nämlich sich geistig betätigt, tritt er, auch in völliger Einsamkeit, sich selbst gegenüber, und leistet sich selbst Gesellschaft, wie es in dem Volkslied heißt: „Einsam bin ich, nicht alleine."

Wer in der Einsamkeit mit sich selbst spricht, steht sich Rede und Antwort, ist sein eigener Sprecher, Antworter und Zuhörer und verwirklicht in sich, wenn auch viel-

leicht nur spielerisch, das Ich, das Du und Er, das Wir, Ihr, Sie. Wie sollten wir unsere Nebenmenschen in der Gesellschaft überhaupt verstehen, wenn wir unfähig wären, ihre Rollen in uns selbst zu verwirklichen? Und geht es beim logischen Denken nicht ähnlich wie beim Sprechen in uns zu? Ja, hier wird es geradezu ernst, hier ist die Auseinandersetzung innerhalb des einzelnen Denkers kein Spiel und kein bloßes Rollenwesen mehr. Hier muß er, wenn er streng und scharf denken will, sich selbst widersprechen können, seinem Satz den Gegensatz, seiner These die Antithese entgegenhalten, um zu einem bündigen Schluß, zu einer Synthese zu gelangen. Das scharfe, bewegliche, der Wirklichkeit sich anschmiegende und sie begreifende Denken kann nicht umhin, dialektisch, und das heißt gesprächsartig und in gewissem Sinne gesellig zu verfahren, oder wie Hegel sagt, vermittelnd. Der einsame Denker, je angestrengter er arbeitet, desto weniger ist er allein. Was er in seiner Isolierung denkt, er denkt es verpflichtend, überzeugend und zwingend mehr oder weniger für alle seine Brüder. Was Immanuel Kant in seinem stillen Winkel in Königsberg gedacht hat, wie hätte es die ganze moderne Menschheit in ihrem Wirklichkeitsbewußtsein so tief ergreifen und geradezu verwandeln können, wenn es nichts als das Denken eines Vereinzelten, ein bloßer Einfall und nicht ein dialektisches Durchdenken aller Widersprüche und logischen Positionen unseres Geistes gewesen wäre? Je ungestörter in seiner Einsamkeit der Denker arbeitet, der Dichter seine Gedichte gestaltet und das Drama in seinem Gemüte durchmacht, je weniger er nach der sogenannten Gesellschaft hinüberschielt und je entschiedener er sich selbst ein grundgetreuer Gesellschafter bleibt, desto tiefer verbindet er sich die Menschheit, desto sicherer geht er in die unsichtbare Gemeinschaft der Menschen ein.

Ohne die unsichtbare Gemeinschaft im Geiste kämen die sichtbaren Gesellschaftsformen, mit denen der Soziologe sich beschäftigt, überhaupt nicht zustande. Dies gilt nicht etwa nur für die Sprache und ihre Gemeinschaft, für die Kunst und ihr Publikum, für die Wissenschaft und ihre Anhänger, für die Religion und ihre sichtbaren und unsichtbaren Kirchen, es gilt auch für das praktische Leben, für Politik, Wirtschaft und Recht. Jeder, der den Robinson Crusoe gelesen hat, weiß, daß der einsame Mensch auf einer unbewohnten Insel nicht umhin kann, gesellig zu werden, aus sich herauszugehen, zu wirtschaften, zu verwalten, zu rechnen, zu politisieren, d. h. seine Herrschaft zu begründen und, wenn er sie erhalten will, zu tun, was Rechtens ist. In dem Maße, wie die Verantwortlichkeit wächst und die sittlichen Forderungen sich steigern, muß der einzelne Mensch aus den sichtbaren Gesellschaftskreisen, in denen er sich leicht verlieren kann, zurückkehren zu sich selbst: „In sich gehen", wie die deutsche Sprache so treffend sagt. Man geht aber nicht in sich, um endlich allein zu sein und in Ruhe gelassen zu werden, sondern um vor seinem Richter zu stehen, um sich selbst zu verhören, anzuklagen, zu verteidigen und, je nachdem, sich zu verurteilen oder freizusprechen. Trägt doch jeder einen ganzen Gerichtshof mit den subtilsten Anwälten und unbestechlichsten Rechtssprechern in seinem Innern. Wie will man behaupten, er sei eine unteilbare und für sich allein bestehende Einheit, ein „Individuum"? Ein Stein müßte er werden oder ein hermetisches Gefäß ohne Inhalt, wenn man alles Gesellschaftliche, alle sozialen Keime und Kräfte aus ihm hinwegnähme. Man könnte sie dann nachträglich durch keine noch so lebendige „Vergesellschaftung" je wieder in ihn hineinbringen.

Wer zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft statt eines beweglichen und vermittelnden Unterschiedes einen schroffen Gegensatz oder eine absolute Trennung aufrichtet, etwa in der Absicht, die soziologischen Wissenszweige selbständig zu machen und ihnen eine übertriebene Wichtigkeit zu verschaffen, der sägt sie vom Baum der Erkenntnis ab und nimmt ihnen jede Bedeutung. Er wird seine Soziologie auch dadurch nicht wieder bedeutungsvoll machen, daß er sie aus ihrem geschichtswissen-

schaftlichen Nährboden in den der Naturwissenschaften hinüber verpflanzt. Denn schwerlich wird je ein soziologisches Gesetz, etwa die Formel, nach der die Industrie sich da oder dort ansiedelt, oder die Kurve, nach der die Eigentumsvergehen so oder so steigen und fallen, oder das Schema, nach dem die Kunststile sich ablösen und regelmäßig wechseln, schwerlich werden solche Bauernregeln des Gesellschaftslebens jemals die weite und überzeitliche Geltung eines chemischen oder physikalischen Gesetzes annehmen. Immerhin mag es den eifrigen Spezialisten der jungen Soziologie unbenommen sein, nach möglichster Abstraktheit und Exaktheit ihrer Typen und Normen zu trachten und hinaufzusteigen, so hoch es ihnen möglich ist, in die stille Luft einer Erkenntnis der menschlichen Geist-Natur. Es liegt — dies ist auch eine soziologische Formel — in der Natur jedes menschlichen Wissenszweiges, daß er sich streckt, so lang und weit er kann.

Den Einzelwissenschaften ist eine gewisse Bewegungsfreiheit, die dem Stamm und den Wurzeln der Erkenntnis nicht anstehen würde, unentbehrlich. Die Spezialforschung wird es sich nicht nehmen lassen, ihre Gegenstände abzusondern, zu vereinzeln und zu isolieren, und Methoden, die sich an dem einen bewährt haben, auf möglichst viele andere auszudehnen. In der Sprachwissenschaft z. B. wird der Grammatiker Wortstämme, Endungen, Praefixe, Silben, Laute, Akzente geradeso behandeln, als ob sie sprachliche Wirklichkeiten wären, obschon noch nie, seit die Erde steht, ein Mensch in Stämmen, Praefixen, Silben, Lauten oder Akzenten gesprochen hat, sondern immer nur in Sinneinheiten. Aber der Grammatiker braucht dieses Als ob. Er verwendet die Fiktion des Als ob ohne Bedenken, denn er kann sie jederzeit zurücknehmen. Der Jurist braucht gewisse Rechtsfiktionen, um das wirkliche Recht, das keine Fiktion ist, zu ermitteln. Sogar die Philosophie kann und muß zu gewissen Zwecken Spezialwissenschaft werden und läßt sich dann die Hilfe des Als ob auch nicht entgehen: Freilich nur unter der Bedingung, daß sie an einem gewissen Punkt sich zurückbesinnt, das Als ob auflöst und alles, was sie isoliert hatte, integriert und als Ganzes begreift, was sie zerteilt hatte: so sehr als Ganzes, daß der Denker schließlich sich selbst mit seiner Lehre identifiziert, sein eigenes System auch lebt, sein eigenes Leben systematisch theoretisiert, sein verum zu seinem factum macht und der Forderung Vicos nach allen Seiten hin nachkommt.

Eine Ethik, Logik, Ästhetik und Metaphysik, die von ihrem Schöpfer nur ersonnen, aber nicht geglaubt und im entscheidenden Fall nicht betätigt wird, kann zwar höchst geistvoll sein, aber sie bleibt wesenlos. Wie soll sie in die Welt hinauswirken und Andere überzeugen und verpflichten, wenn sie nicht einmal in dem geistigen Haushalt ihres Urhebers die Probe auf die Wirklichkeit bestanden hat? Die großen, die führenden Philosophen sind lautere, gegen sich selbst unerbittlich strenge Menschen zu allen Zeiten und in allen Ländern gewesen. Keine andere Wissenschaft, d. h. keine Fachwissenschaft stellt diesen Anspruch der menschlichen Echtheit so unmittelbar an die Person ihres Trägers. In der Philosophie deckt sich, wie in der Dichtung und in den Künsten das Können mit der Gesinnung und der menschliche Wert mit dem sachlichen. Freilich ist dies nicht mehr Philosophie im fachmäßigen und technischen Sinn, denn die Behauptung, daß alle Fachvertreter der Philosophie immer auch reine und große Menschen seien, möchte ich nicht wagen. Nein, es ist der philosophische Moment, der Wendepunkt zur Selbstbesinnung, wie jedes Wahrheitsstreben, daher im Grunde auch jede Wissenschaft ihn in sich trägt, ob sie nun ausdrücklich Philosophie heiße oder nicht. Der Wahrheit nachgehen, ist auf allen Wegen ein verantwortungsschweres Geschäft, und das Bewußtsein dieser Verantwortung zieht sich als der rote philosophische Faden durch sämtliche Wissenschaften hin. Schöner und eindringlicher, als ich es zu sagen vermag, hat Schiller diese so selbstverständliche wie tiefe philosophische Einsicht in seinem verschleierten Bild zu Saïs veranschaulicht.

Haus der Kindheit

Erzählung von Albert Otto Ruft

Er hieß Ludwig, aber alle, die ihn kannten, nannten ihn Lutz. Freilich war er ein ganz kleiner Lutz, kaum fünf Jahre alt und noch nicht schulpflichtig. In jenem Alter hatte er noch schönes Zutrauen zu den Menschen und war nicht leicht geneigt, Arges von ihnen zu denken. Des Sonntags trug er — wenngleich nicht mit ganz glücklichem Gesicht — ein braunes Samtkittelchen mit seidenen Quastenschnüren, des Alltags aber über einem dauerhaften Wämschen und einer Hose aus gleichtüchtigem Stoff einen rundumgehenden Schurzkittel mit einer großen Tasche an jeder Seite. Die beiden Taschen waren sein ganz besonderer Stolz. Wenn er einmal gar nicht wußte, was er anfangen sollte, steckte er rechts und links die Hände in die Schurztaschen und wandelte würdig auf und nieder, wie er es bei seinem Freunde, Herrn Hinrichsen im 3. Stock, beobachtet hatte. Zwar gab es auch noch im Höschen eine Tasche, aber die diente als Geheimfach und gehörte nicht mehr zum eigentlichen Anzug; vielmehr war sie auf vieles Bitten hin von Gunde nachträglich und außerhalb des mütterlichen Bekleidungsplans angebracht worden. Gunde war Dienstmädchen bei seinen Eltern. Sie war 19 Jahre alt, hatte zwei dicke Blondzöpfe, rote Backen und lachende, blaue Augen. Sie sah immer aus, als hätte sie sich und alles was sie trug, eben frisch gewaschen. Wenn Gunde ein Mann und nicht immer mit Elli, seiner Schwester, ein Herz und eine Seele gewesen wäre, hätte Lutz nichts gegen sie gehabt, so aber kam er nur zu ihr, wenn es galt, Schäden am Anzug auszubessern, die der Mutter verborgen bleiben sollten. Trotz Gundes Geschicklichkeit in allem Nadelwerk blieben aber die Flickstellen dem mütterlichen Blick gewöhnlich doch nicht verborgen. Das war eben Schicksal und mußte getragen werden. Jedenfalls hatte Lutz, wenn ein neuer Riß im Anzug entstanden war, und Gunde den Schaden heimlich ausgebessert hatte, immerhin die Hoffnung, wenigstens dieses eine Mal damit unentdeckt zu bleiben, und wenn auch die Hoffnung enttäuscht wurde, so war doch schon die Möglichkeit der Hoffnung ein nicht zu unterschätzender Gewinn, so etwas wie ein Tropfen Öl auf die hochgehenden Wogen der ersten Bestürzung.

Die Eltern von Lutz wohnten in der fränkischen Mittelstadt F. in der stillen Gertraudenstraße. Sie besaßen dort gemeinsam ein von väterlichen Vorfahren erblich überkommenes und mit dem mütterlichen Eingebrachten von Grundschulden befreites Haus, genau so hoch, so behäbig breit und so bürgerlich gediegen, wie alle Häuser in derselben Straße. Vier Stockwerke hoch war es auf Sandstein errichtet, trug eine tantenhafte Dachhaube und hatte hinter einem Gitter eiserner Lanzen einen Vorgarten von der Breite fast eines Dutzends bürgerlicher Schritte. Um Gesims und Torgebälk aber, wie auch an allen anderen schicklichen Stellen, prangte es im sämtlichen Schmuck an Schnörkeln, Muscheln und barocken Zierlichkeiten, wie ihn ein strebsamer Maurermeister, der seine Lehrjahre mit Nutzen in der Hauptstadt verbracht hatte, an den aufgezählten Stellen nur immer zu erfinden weiß. Wie die Häuser, so glichen sich auch die Vorgärten zum Verwechseln. In der Mitte gab es überall ein Rundbeet mit Erde aus den nahen Äckern, das mit mancherlei milden und auch heftigen Mitteln genötigt wurde, dem Gang der Jahreszeiten, so gut es gehen wollte, schmückend zu folgen. Den Frühling meldete das treuherzige Blau des Vergißmeinnichts, den Sommer läuteten die Glocken vielfarbener Tulpen ein und das Jahr beschlossen ernst und prächtig Dahlien und Astern, nachdem vorher einige Rosenstöcke rasch eine Anzahl Knospen getrieben und so den passenden Übergang ge-

bildet hatten. Neben diesem prunkenden Mittelstück gab es aber in jedem Garten auch zwei sehr viel längere als breite Seitenbeete; dürftiges Gras wuchs darauf und die Ränder besäumten immer die gleichen Geschlechter kümmerlicher Stiefmütterchen. Den übrigen Gartenraum bedeckte adrett schieferfarbener Schrott aus dem Urgestein der benachbarten Steinbrüche. Leider zeigte die schwarze Ackererde beständig Neigung, die ihr zugemessene Grundfläche zu überschreiten und mit dem sauberen Belag der Wege ungebührliche Verbindungen einzugehen, ein Vorwitz, der in allen Vorgärten der Straße nette bürgerliche Gartengeräte mit grünem Anstrich häufig in Bewegung setzte.

Für Lutz war der Vorgarten eigentlich verbotenes Gebiet. Wenn ihm aber doch einmal der Aufenthalt darin unter Aufsicht gestattet wurde, so war er gehalten, sich unter den gleichen Gesetzen zu bewegen wie in der guten Stube und im Besuchszimmer. Aus dem Aufenthalt in solchen Stuben aber, wo stillgesessen werden mußte und nichts angerührt werden durfte, machte sich Lutz herzlich wenig, und also war er auch nicht gerade erpicht darauf, in den Vorgarten mitgenommen zu werden. Außerdem war der Vorgarten der Schauplatz einer Begebenheit, die fast die erste war, die seine Erinnerung behalten hatte und an die er nicht gerne zurückdachte, weil sie mit so etwas wie Beschämung verbunden war.

An einem Sonnabend — Lutz zählte damals nur wenig über drei Jahre —, als Meister Berlage eben die Gesellen abgelohnt und die grüne Schreinerschürze abgebunden hatte, nahm er den Sohn an der Hand und gedachte mit ihm die gemütliche Viertelstunde zwischen Arbeitsschluß und Abendbrot im Vorgärtchen zu verbringen. Lutz war eben frisch gewaschen und vorsonntägig eingekleidet aus Gundes Händen gekommen. Meister Berlage, gewohnt, die Hände zu rühren, hatte etwas Gartengerät mit sich genommen, da er aber nebenan den Nachbar mit ähnlichen Absichten das angrenzende Gartengrundstück betreten sah, stellte er das mitgebrachte Werkzeug vorläufig zur Seite und trat an den Zaun, um sich einen kleinen Plausch zu gönnen. Zufällig war gerade Tulpenzeit. Lutz fand die Gelegenheit günstig, einer bisher verhaltenen Gelüstigkeit nachzugeben und die bunten Blumenglocken einmal gründlich zu untersuchen. Zu seiner Verwunderung machte er alsbald am Tulpenbeet die erfreuliche Entdeckung, daß man auch an den Blumenkelchen, innen wie außen, mit den Fingerspitzen Männerchen und Gesichter zeichnen konnte. Lutz, für alles Ungewöhnliche sehr eingenommen, ließ sich diese Gelegenheit nicht entgehen und erstaunte bei seinen Zeichnungen nur über den Umstand, daß alle Tulpenglocken, ganz gleich, ob sie weiß waren, gelb, rot oder blau, immer nur schwarze Farbe abgeben wollten. Ganz nahe am Garten, gleich hinter der Häuserreihe der anderen Straßenseite, lag das Geleise der vielbefahrenen Hauptstrecke nach Nürnberg und der Qualm der vielen hier verkehrenden Züge legte sich beständig als schwerer Schleier aus Ruß über die ganze Umgebung, auf Dächer, Häuserwände, Bürgersteige und Gärten. Alle Hausfrauen der Straße wußten darüber lange und vielfache Klagen anzustimmen. Ohne aber von solchen Zusammenhängen etwas zu ahnen, fuhr der kleine Lutz in der Stille fort, alle erreichbaren Tulpen mit Zeichnungen nach seinem Geschmack zu versehen, bis es Meister Berlage an der Zeit fand, sich nach seinem unternehmungslustigen Sohn und Erben ein wenig umzuschauen. Er war nicht wenig erstaunt, das soeben von Gunde frisch gewaschene und sauber eingekleidete Männchen über und über schwarz bekleckst zu finden und seine Gefühle drückten sich so deutlich in seiner Miene aus, daß Lutz es hoch an der Zeit fand, eine Erklärung abzugeben. Er erhob sich mit nicht ganz gutem Gewissen vom Boden, deutete mit der sehr schwärzlichen Keule des Zeigefingers anklagend auf die Tulpen und sagte ehrlich bekümmert: „Sie färben ab!" Bei dieser betrübten Feststellung konnten sich die beiden Männer am Zaun nicht enthalten, in so lautes Gelächter

auszubrechen, wie behäbige Bürger in guter Laune zu tun pflegen, wenn sie einigermaßen Grund und Vorwand dazu haben. Und da die Gertraudenstraße nun einmal das Viertel behäbiger Bürgersleute war, die alle gerne in ein herzhaftes Gelächter einstimmten und nach hinreichendem Grund dazu aus waren wie Bienen nach Honig, sammelte sich bald eine ansehnliche Körperschaft von Anwohnern um die beiden lachenden Nachbarn am Zaun, und nun wollte natürlich die Heiterkeit kein Ende nehmen. Das schwarzbeklecherte Männchen aber, unfähig zu begreifen, wieso es Grund zu soviel Aufsehen gegeben hatte, fühlte sich als winziger Mittelpunkt einer so ansehnlichen bürgerlichen Versammlung beklommen und hilflos und als Gegenstand allgemeinen Gelächters irgendwie empfindlich verletzt und preisgegeben. Es versuchte verlegen mitzulachen, blieb aber kläglich im Versuch stecken, wich allen haschenden Händen aus und flüchtete sich zuletzt tödlich verletzt in das Haus. Von diesem Vorfall her behielt Lutz starke Abneigung gegen bürgerliche Vorgärten und bürgerliche Versammlungen. Auch konnte er sich in späteren Jahren schwer enthalten, wenn er eine Tulpe berührt hatte, hinterher prüfend seine Fingerspitzen auf ihre Sauberkeit zu beschauen.

Wie die Hausgärten, so lagen auch die guten Stuben der ganzen Straßenzeile nach vorne hinaus. Daher war auch an den langen Fensterreihen der Straßenfront selten ein Mensch zu sehen; höchstens schwenkte einmal eine Hausfrau ihr Staubtuch zum offenen Fenster hinaus oder ein rotbäckiges und sauber beschürztes Mädchen gleich Gunde schwang sich mit wehenden Röcken auf ein Fensterbrett und rieb mit einem Lederlappen die Fensterscheiben blank. Das eigentliche häusliche Leben zeigte sich nur an den Fenstern der Rückseite. Dort hatte der Gewerbefleiß der Anwohner in allerlei Anbauten und Hintergebäuden seinen herkömmlichen Sitz. Und von diesen Anbauten und Hintergebäuden aus griffen aus allen Häusern tausend unsichtbare Fäden hinüber nach dem Schienenstrang der Eisenbahn hinter der anderen Straßenzeile.

Lutz, für seine Person, hätte für das väterliche Rückgebäude, obwohl es nüchtern aus Ziegelsteinen erbaut war und keinen einzigen Maurermeisterschnörkel zeigte, gerne das Vorderhaus und als Dreingabe auch noch den vorderen Garten mit sämtlichen Tulpen, Dahlien und Astern ohne Bedenken weggegeben und dabei noch geglaubt, einen guten Tausch zu machen. Man muß nur wissen, was das Hinterhaus für ihn zu bedeuten hatte. Schon allein die väterliche Werkstatt — von Herrn Hinrichsens Zinngießerei ganz oben und Herrn Littmanns Lithographieranstalt im Zwischenstock ganz zu schweigen. Seine Kinderjahre wären ganz undenkbar gewesen ohne Sepp, den Obergesellen der väterlichen Schreinerei und das Faktotum des ganzen Hauses. Sepps Familienname war in Vergessenheit geraten; jedermann nannte ihn Sepp; nur Herr und Frau Littmann im Zwischenstock beharrten darauf, Josef zu sagen.

Sepp war schon über 50 Jahre alt und noch Junggeselle; vom Montag morgen bis Samstag abend war sein Gesicht immer voll Bartstoppeln; sie waren schwarz und grau gemischt und stachen wie Bürstendraht. Die Haut seiner Hände glich einem Reibeisen. Außen war sie von harten Adern wie mit Schnüren überzogen, inwendig aber voll rauher Furchen und Risse. Seine beiden Daumen und Zeigefinger waren von vielen Berührungen mit Möbelpolitur zur guten Hälfte indianerhaft braun gefärbt. Da er seit seiner frühen Jugend alle Tage, allein die Sonn- und Feiertage ausgenommen, an der Hobelbank verbracht hatte, war seine Gestalt nicht mehr aufrecht und auch nicht mehr gerade. Im Sonntagsanzug und mit müßigen Händen machte er einen gedrückten und im Ebenmaß der Linien merkwürdig verkümmerten Eindruck, aber sobald er ein Stück Werkzeug, sei es auch nur einen Beizlappen, in die Hände nahm, wurde seine Gestalt so vollkommen wie das

Gestell einer gutdurchdachten Maschine. Sepp zeigte sich im Hause meist ohne Rock und Weste in einer Hose aus verschlissenem Manchester, mit einem grünen Latz vor der Brust und mit aufgekrempelten Hemdärmeln. Auch wurde er niemals ohne einen zerlegbaren Meterstab und ein Ende fingerdicken Tischlerstift gesehen. Dabei umgab ihn beständig eine Art eigener Atmosphäre, zusammengesetzt aus Geduld, Schnupftabak und Möbelpolitur. Diese Mischung, so seltsam sie war, wurde dem kleinen Lutz, obwohl er schon damals eine ungewöhnlich empfindliche Nase hatte, so angenehm vertraut wie der Tannenduft im Weihnachtszimmer oder der sanfte Geruch nach Mottenpulver in der guten Stube.

Von allen Gesellen wohnte nur Sepp im Hause, und zwar in dem kleinen Raum neben der Treppe im Hinterhause, der weiter oben sowohl Herrn Littmann im ersten Stock wie Onkel Hinrichsen eine weitere Treppe höher als Kontörchen diente. Es gab keine Verrichtung, weder in der Werkstatt, noch im Haushalt, zu der man Sepp nicht brauchen konnte, und wozu er sich nicht geduldig hätte brauchen lassen. Abends schloß er das Haustor und morgens öffnete er es zur passenden Zeit; er pflegte den Vorgarten, hielt Hof und Garten sauber, versorgte die Gänse in der Ecke neben dem Bretterschuppen und verrichtete im Haushalt alles, was ohne männliche Hilfe nicht recht gedeihen konnte. In der Zeit, die er nach allen diesen Verrichtungen noch übrig behielt, bastelte er für Lutz alles, was sich aus Holz, Papier und Leim herstellen läßt: Waffen, Ritterburgen, moderne Festungen, Schaukelpferde und Wagen für den Gebrauch sowohl im Zimmer wie im Hofe. Außerdem waren für Lutz nur durch ihn so auserlesene Leckerbissen wie ein Stückchen Rollmops mit Gurken oder Hartkäse mit einem Happen Schwarzbrot zu erlangen, Genüsse, die immer heimlich gegeben und empfangen werden mußten und die Lutz schon aus diesem Grunde unvergleichlich höher schätzte als die zur gleichen Tageszeit ihm zustehende Tasse Milch mit Butterwecken.

In des kleinen Lutz Rangordnung kam gleich nach Sepp Herr Hinrichsen, der Mieter sämtlicher Räumlichkeiten sowohl im Vorderhaus wie im Hintergebäude oberhalb des ersten Stocks. Von dort oben aus versorgte er mit zahlreichen Gehilfen und Gehilfinnen einen erheblichen Teil der Erde mit echten Nürnberger Bleisoldaten. Ihn hatte sich Lutz frühzeitig zum Wahlonkel genommen. Herr Hinrichsen war sicherlich der einzige Anwohner der ganzen Gertraudenstraße, der die schönen Zimmer vorne hinaus wirklich bewohnte und nicht zum Staatmachen bei seltenen Gelegenheiten für andere Leute aufhob. Schon in jungen Jahren verwitwet und dann allein geblieben, auch lieber schweigend als redend, war er einsam alt und grau geworden und überwachte durch funkelnde Brillengläser aus seiner stattlichen Höhe die Welt und seinen heiteren Betrieb, ohne viel Ansprüche zu machen. Er liebte eine wohlbestellte Tafel und einen Gesellschafter dabei, den er sich von Fall zu Fall selber wählte und dem er alles aufgetragene Gute nicht weniger gönnte, als sich selber. Sein Tisch war immer mit feinem Linnen und schönem Silber gedeckt. In allen Vorderzimmern hatte er die Türen aus den Angeln heben und entfernen lassen; ein ununterbrochener Fluß bald schmaler, bald breiter Teppiche führte von einem Zimmer in das andere, und auf dieser bequemen Bahn war Onkel Hinrichsen in einem einfachen Hausjöppchen häufig anzutreffen, die Hände hinter sich verschränkt, seine stattliche Fülle und den Kranz seiner weißen Haare mit Würde tragend, bedachtsam von Zimmer zu Zimmer wandelnd, hier unter ein Bild tretend, dort ein Buch oder ein Meißnisches Figürchen in die Hände nehmend, friedsam schauend und betrachtend und darüber immer eingezogener, stiller und genügsamer werdend.

Da alles eigentliche bürgerliche Wesen nur bestehen und gedeihen kann durch Zusammenhang, Gleichmaß der äußeren Gebahrung und Verwandtschaft der inneren Neigung, geriet der gute Herr Hinrichsen durch seine merkbar andere Art der Le-

bensführung frühzeitig ein wenig abseits von der breiten bürgerlichen Gemeinschaft der Gertraudenstraße und sah sich, wo Zusammenkünfte nicht zu vermeiden waren, mehr mit achtungsvoller Zurückhaltung denn mit offener Vertraulichkeit behandelt. Ohne Abrede der Beteiligten ging alles gewöhnliche nachbarliche Aufsuchen, Begrüßen und Teilnehmen an seiner Türe vorüber, und so kam es, daß außer einigen Wahlfreunden und Teilhabern des Geschäfts eigentlich nur der kleine Lutz regelmäßig bei ihm anklopfte. Die Eltern sahen diesen Verkehr mit einem Hausgenossen nicht gerne, da sie die andere Denkungsart zwar unterschieden, aber in ihren Abmessungen keineswegs überschauten, weil aber dieses Abweichen von der eigenen Weise, wo es zutage trat, zwar manchmal befremdlich, aber immer achtbar erschien, nahmen die verschiedenen Arten des Abmahnens an Lutz nie die Form unbedingter Verbote an.

Das Bewußtsein einiger Selbständigkeit den elterlichen Wünschen gegenüber trug sogar noch dazu bei, den Reiz der Besuche bei Onkel Hinrichsen für den kleinen Lutz zu vermehren. Vor allen Dingen aber liebte er, zu Onkel Hinrichsen zu gehen, weil er bei ihm allein ernsthaft behandelt wurde. Wenn er oben zur Tischzeit eintraf, bekam er sogleich wie ein lieber erwachsener Gast ein Gedeck aufgelegt. Traf er aber Onkel Hinrichsen bei einem seiner Gänge durch die Zimmerflucht, so durfte er mit ihm gehen und alles beschauen und anfassen, was Onkel Hinrichsen selber beschaute und anfaßte; dabei ging Onkel Hinrichsen ernsthaft auf seines kleinen Freundes Fragen ein, übertrieb nichts und wich auch nicht aus, sondern gab Antworten und Erläuterungen, so viel und so gut er irgend konnte; dabei scheute er sogar die Mühe nicht, dieses oder jenes Buch aufzuschlagen, um zweifelhafte Fälle sicher aufzuklären. Und fand Lutz Herrn Hinrichsen im Kontörchen oder in der Werkstatt, so war er sicher, auf Verlangen über alles ausreichend aufgeklärt zu werden, was ihm von dem fröhlichen Betriebe wissenswert vorkam. Und von der heiteren Wissenschaft, die dort herrschend war, konnte Lutz nie genug erfahren. Hier lernte Lutz frühzeitig die Soldaten aller Völker der Erde kennen, und darum vermochte ihn in seinem späteren Leben keine soldatische Gestalt in Verwunderung zu setzen, mochte sie auch noch so fremdartig sein und herkommen, woher sie wollte; die platte Nase des Anamiten und den Turban des bengalischen Lanzenreiters lernte er schon in Onkel Hinrichsens Werkstatt ebenso zu unterscheiden wie das Käppi des Franzosen und den Schlapphut des Amerikaners. Mancherlei Geschenke konnte Lutz hier davontragen: römische Centurionen mit silbernen Rüstungen, Turnierritter mit beweglichen Armen und einmal auch einen Kaiser Wilhelm mit weißem Barte zu Pferde, der sogar nicken konnte; aber viel mehr als diese Prunkstücke liebte Lutz den gewöhnlichen nürnbergischen Bleisoldaten, platt und nicht viel größer als ein Fingerglied, der zwar Standhaftigkeit besaß, aber einer artilleristisch geschleuderten Erbse doch nicht widerstehen konnte, denn nur mit dieser Gattung konnten richtige Schlachten aufgestellt und durchgeführt werden.

Weniger angenehm fand Lutz den Aufenthalt im Bereich der Firma Littmann im Zwischenstock. An der Türe zur Privatwohnung Herrn Littmanns stand auf der Namentafel als nähere Bezeichnung das Wort Fabrikant; der Zugang zu der Werkstatt aber trug ein prächtiges Schild mit der Inschrift Lithographieranstalt. An keiner anderen Stelle seiner kleinen Welt begegnete Lutz solchen dunklen Bezeichnungen. Seine Zunge sträubte sich lange Zeit, eine Häufung fremder Silben wie in der Bezeichnung Lithographieranstalt ohne Anstoß auszusprechen. Und die Kräfte seiner Vorstellung bemühten sich noch länger, hinter dem dunklen Fremdwort ein geläufiges Bild zu finden. Wenn er aber versuchte, zur Förderung seiner Bildung eine Forschungsreise in das fremde Gebiet hinein zu unternehmen, kam er niemals weit über die Türe hinaus. Bei der Firma Littmann wurden ungeladene Besucher nicht

gerne gesehen. Überall wachten argwöhnische Augen, und niemand war bereit, Auskünfte zu geben. Ein Junge von fünf Jahren, der auf sich hält, wird aber durch nichts mehr verstimmt, als wenn er sich unwillkommen fühlt und auf Schritt und Tritt von Mahnungen zur Vorsicht und Achtsamkeit begleitet sieht. Eine hastige und gejagte Arbeitsweise verbreitet in der ganzen Werkstatt eine Stimmung von Verdrossenheit und Widerwillen, mit der nicht gut auszukommen war; Lutz zog daher vor, seine Kenntnisse über lithographische Dinge lückenhaft bleiben zu lassen.

Im Kontor von Herrn Littmann, neben der Werkstatt, gab es viel mehr Glas als Mauer, und daher konnte der Inhaber der Firma, ohne sich vom Platze zu erheben, alles beobachten, was in seiner Werkstatt vorging; meist saß er in seinem gläsernen Kontörchen auf einem Stühlchen an einem Pültchen, die beide bockbeinig waren und von oben bis unten mit Tinte beklext. Von hier aus konnte er mit der Hand ein Schiebefenster in der Glaswand zur Werkstatt erreichen, und dieses Schiebefenster war ständig in Bewegung. Niemand mochte sich gern in der Nähe aufhalten, denn alles, was von hier aus in die Werkstatt kam, klang merkwürdig bissig und wie von innen heraus auf irgendeine geheimnisvolle Art mit Bosheit vergiftet. Lutz konnte nicht an das Kontörchen und an dessen Inhaber denken, ohne auf unerklärliche Art zugleich eine Spinne und ihr Netz in der Vorstellung zu haben. Er ging Herrn Littmann aus dem Wege, wie die meisten Menschen Spinnen meiden. Natürlich wissen die meisten Menschen, daß Spinnen unschädliche Tiere sind, und daß man sich vor Spinnen nicht zu scheuen braucht, aber das Tun und Lassen der Spinnen ist den meisten Menschen unheimlich und wohl auch abscheulich, und deshalb mag fast niemand etwas mit ihnen zu tun haben. Auch noch aus einem anderen Grund war Herr Littmann dem kleinen Lutz mehr Gegenstand des Grauens als der Zuneigung. In seiner Eigenschaft als Vater von Kindern, von denen das jüngste reichlich doppelt so alt war wie Lutz, bewahrte Herr Littmann im Kontörchen zu gewissen Zwekken das untere Glied vom Vorderlauf eines Rehs. Dieser merkwürdige Ersatz für einen Stock hatte den Littmannskindern im ganzen Viertel eine Art schauervoller Berühmtheit verschafft. Auch zu Lutz war Kunde davon gekommen. Bei günstiger Gelegenheit hatten ihn einmal die Littmannskinder, die sonst nicht mit ihm umgehen mochten, weil er für sie zu jung war, in das Kontörchen geführt, um ihm das berüchtigte Instrument zu zeigen. Lutz hatte lange Zeit nicht daran glauben wollen. Der Anblick überwältigte ihn. Das Glied war mit dem vollen Haarkleid gut erhalten; oben war der blanke Knöchel sichtbar; zwischen den zierlichen schwarzen Schalen hatte sich noch eine Ackerkrume erhalten. Lutz mußte mehrmals ansetzen, ehe er fähig war, Fragen zu stellen.

„Tut es sehr weh?" fragte er einigermaßen zaghaft, und ohne zu wagen, das grausame Instrument zu berühren.

Die Littmannskinder blickten einander schweigend an. „Wenn er nur nicht immer mit dem blanken Knöchel zuschlagen wollte," meinte eins von ihnen sachverständig. „Mama will es auch nicht haben, aber er tut es nun einmal nicht anders. Wenn er richtig trifft, gibt es immer blaue Flecken. Und nachher werden sie grün."

„Nur mich darf er nicht mehr schlagen," sagte Hedwig, das größte der Littmannskinder und Ellis besondere Freundin in der Schule wie im Hause. „Mama duldet es nicht mehr," fügte Hedwig mit Genugtuung hinzu.

Mit den Littmannskindern hatte Lutz weiter keinen Umgang; sie liefen immer mit seiner Schwester Elli in die Nachbarhöfe, wo es für sie Gefährten vom gleichen Alter gab und mancherlei Einrichtungen zu gesellschaftlichen Spielen. Wenn er aber doch einmal dorthin mitgenommen wurde, fühlte er sich als der Kleinste nicht als vollberechtigter Teilnehmer aufgenommen, sondern nur geduldet, und da er schon damals sehr stolz war und der Barmherzigkeit seiner Mitmenschen nichts verdanken

mochte, wehrte er sich nicht, als diese Beziehungen wieder einschliefen, ehe sie recht zur Entwicklung gekommen waren. So blieb sein eigentliches Reich auf das Rückgebäude und den väterlichen Hof beschränkt.

Von der Straße war der Hof vom Vorderhaus getrennt; von den rechts und links benachbarten Grundstücken schied ihn auf der einen Seite das als Flügel angebaute Hintergebäude und auf der anderen Seite eine hohe Mauer aus Ziegelsteinen. Nach rückwärts aber legte sich der Schuppen für das Werkholz der väterlichen Schreinerei quer vor die Aussicht in das unbebaute Gelände. Als eigentliches Hindernis empfand Lutz nur die Mauer. Um ihre Höhe zu ermessen, mußte Lutz den Kopf ganz bedeutend in den Nacken legen. In seinem ganzen Leben ist ihm nie wieder eine Mauer so hoch, so schroff und so unüberwindlich vorgekommen. Es hatte keinen Zweck, auch nur daran zu denken, ob man darüber kommen konnte. Vor ihrem Boden kauerte die Hoffnungslosigkeit, hatte die Arme um die Knie gelegt und mochte nicht einmal die Augen aufheben.

Nebenan war die laute, von heiteren Stimmen erfüllte Welt der Kinder aus der ganzen Nachbarschaft, nach der er sich grenzenlos sehnte, ohne die Sehnsucht eingestehen zu wollen. Auch Elli lief dahin, wenn sie aus der Schule kam oder frei hatte. Elli war ein großes starkes Mädchen mit einem Gesicht wie Milch und Blut; dazu hatte sie dunkle Augen und den Rücken hinab zwei lange braune Zöpfe, die sich wie Seide anfühlten. Wenn sie zu einer Besorgung ausgeschickt wurde, warf sie stolz den Kopf in den Nacken, dehnte die Brust und bewegte die sehr schmalen Füße so rasch, daß ihr die Rocksäume um die runden Knie wirbelten. Noch mehr aber lief sie, wenn sie mit der Hedwig von den Littmanns nebenan gehen durfte. Manchmal lockte sie mit ihrer hellen fröhlichen Stimme den kleinen Bruder zu sich und erklärte sich bereit, ihn mitzunehmen, aber Hedwig, wie alle übrigen Littmannskinder, war stets dagegen, tuschelte und erhob auch offenen Einspruch, und Lutz war zu stolz, um sich aufzudrängen, wo er nicht willkommen schien. Er überließ seine Sache lieber der Zeit, die alles gut macht und nichts ohne Ausgleich läßt; er würde wachsen und größer werden, und dann sollten die Mädchen nur kommen und tuscheln und seine Ebenbürtigkeit bezweifeln!

Zuweilen kam ein Bote aus jener fremden Welt nebenan, aus dem Bezirk seiner schweigenden Kindersehnsucht; ein verirrter Ball, ein vom Wind verwehter Fetzen Papier, ein mutwillig geschleuderter Scherben und einmal auch ein kleiner Goldfisch, lang wie ein Zeigefinger, starr, schon ein wenig dürr und mit deutlichen Spuren forschender Kinderhände. Lutz sammelte mit Eifer alles, was über die Mauer kam und gab freiwillig nichts mehr heraus. In einem Hofwinkel hatte er aus den gefundenen Dingen eine versteckte Niederlage errichtet, und hier wurde er oft gefunden, abwesend und versunken mit dem frühen Zug des Grüblers im weichen Kindergesicht. Den starren und schon ein wenig dürren Goldfisch hatte er gleich in einen Scherben mit Wasser gelegt und mehrere Tage hindurch mit Spannung beobachtet; er war im Wasser etwas geschmeidiger geworden, Leben aber hatte er nicht mehr bekommen; schließlich war er sogar spurlos verschwunden; nur der Scherben war umgestürzt und ausgelaufen zurückgeblieben.

Das Hofviereck war in der Quere von einem gepflasterten Fahrweg für Lastfuhrwerke durchzogen. Schmale Pflasterstreifen zogen sich auch am Vorderhaus und am Rückgebäude entlang. An den übrigen Flächen aber war das Gesicht der Mutter Erde unbedeckt. Es sah alt aus und schwarz und war von Räderspuren wie von Runzeln durchzogen. Aber alle Mißhandlungen und Verstümmelungen durch das alltägige Tun der Menschen konnten den kleinen Fleck der Erde doch nicht hindern, in unermüdlicher Hoffnung immer wieder frisches Grün zu treiben und im Frühjahr vertrauensvoll mit roten, blauen und gelben Farbtupfen zu besticken. Was die Erde

hier, der Kargheit trotzend und unabgeschreckt durch alles Mißgeschick, jedes Jahr erneut hervorbrachte, war der Löwenzahn, die Butterblume, die Kamille und die Erika. Lutz kannte diese Blumen alle und liebte sie viel mehr als ihre anspruchsvollen Schwestern im Vorgarten. Er wuchs mit ihnen auf; er sah sie keimen, sich entfalten, blühen und vergehen. Das Geheimnis ihres Lebens und das Gesetz ihres Daseins enthielten für ihn tausend Rätselhaftigkeiten. Aber, daß ihre Kelche geschlossen blieben, bis am Morgen die Sonne sie erreichte, entdeckte er frühzeitig, und er ahnte hinter dem einfachen Vorgang dunkel das ewige Gleichnis.

Geheimnisse gab es auch in dem Holzschuppen im Hintergrund des Hofraumes. Er war ganz aus Brettern und Balken errichtet, die der Wind und das Wetter mit der Zeit so schwarz gefärbt hatten wie die geteerte Pappe seiner Dachbekleidung. Er hatte keine Fenster; alles Licht kam durch die Lücken der Lattentüre in der genauen Mitte der Langseite. In seinem Halbdunkel wartete das Werkholz, nach gleichartigen Sorten zu hohen Stapeln vereinigt, blaß und dumpf auf den scharfen Stahl der Säge. Die lagernden Hölzer brachten den Geruch der Wälder mit, aus deren Mitte sie gekommen waren. Für Lutz war die Welt noch nicht entzaubert; das Wunderbare hatte sich noch nicht in die Räume der Sterne geflüchtet; er fand noch mitten im Alltag das Geheimnis und das Märchen, und also war ihm auch der Schuppen mit seinem manchmal betäubenden Geruch heimischer und tropischer Holzarten der Ort, wo er sich traumhaft einschiffte zu einsamen ersten Reisen jenseits der Wirklichkeit.

In der hintersten Hofecke, gleich neben dem Lagerschuppen, befand sich auch der Verschlag für die Gänse des elterlichen Haushalts. Aus der Küche erhielten sie dreimal am Tage reichlich Futter verabreicht; Sepp versorgte sie außerdem gewissenhaft mit Streu und frischem Wasser, aber trotzdem schienen sie beständig unzufrieden und suchten hartnäckig nach Dingen, die schwer errätlich waren und augenscheinlich auch nie von ihnen gefunden wurden. Sie liebten die langen Hälse durch das Lattengitter zu zwängen und erfüllten ihren Hofwinkel mit Geschmetter wie von Trompeten. Von den manchmal merkwürdigen Dingen, die ihnen Lutz offen in den Händen und auch verborgen in den Taschen zutrug und versuchsweise in den Bereich ihrer Schnäbel streute, verschmähten sie eigentlich nur Nägel, Marmeln und den allerdings nur unerheblichen Inhalt seiner Sparbüchse. Aber in die leeren schwarzen Löcher, die bei ihnen die Stelle von Augen vertraten, brachte keine dieser Bemühungen einen Schimmer von Anhänglichkeit und Vertrauen. Sie waren sogar so undankbar, ihrem kleinen Beschützer, der ihnen uneigennützig wohlzutun wünschte, den Hof streitig zu machen, wenn sie ihren regelmäßigen Auslauf hatten. Lutz behielt immer ein wenig Furcht vor der besinnungslosen Unrast ihrer weitreichenden Schnäbel, und auch Schmitz, des Kindes unzertrennlicher Gefährte, liebte im Verkehr mit den Gänsen gewisse äußerste Grenzen einzuhalten.

Seiner Abstammung nach gehörte Schmitz zur Rasse der Spitze. Er trug den buschigen Schweif wie einen Türkensäbel über sich und hatte bei der Schöpfung, wahrscheinlich weil er schon damals gesetztes Wesen hatte vermissen lassen, vom Herrn der Welt einen Pinselwischer über das linke Ohr und das linke Auge bekommen, und da jener strafende Pinsel eben zufällig aus einem Topf mit pechschwarzer Farbe gekommen, war auf Schmitzens fast fleckenlos weißes Fell ein schwarzer Klecks gekommen, den er nie wieder los werden konnte.

Als Lutz in ein gewisses Alter gekommen war, allerdings noch in ein sehr unerhebliches Alter, wurde die Kinderfrau abgeschafft und Schmitz an ihre Stelle gesetzt. Schmitz hat aber dieses ehrenvolle Amt niemals angetreten; vielmehr setzte er seinen Stolz daran, mit Lutz durch Dick und Dünn zu gehen, ganz wie es diesem beliebte, und den Regen so gut mit ihm zu teilen wie den Sonnenschein. Er schlief neben seines Herrn Kinderbett auf einem Ziegenfell; Lutz füllte ihm nach jeder Mahlzeit

getreulich den Futternapf, und Lutz lehrte ihn alles, was einem Spitz namens Schmitz in den Augen der Menschen Ehre einbringen kann. Ohne Zweifel wußte aber Schmitz noch ein wenig mehr, ob er auch gleich seine Gaben nicht an das Licht stellte, denn woher sollte wohl sonst der spitzbübische Ausdruck von Durchtriebenheit in seine beweglichen Schwarzaugen gekommen sein? Nur Lutz durfte ihn nach Belieben anfassen und zausen; alle anderen Menschen und Geschöpfe, sofern sie größer und stärker waren als Schmitz selber, wußte er sich klüglich drei Schritte vom Leibe zu halten. Aus dieser Entfernung betrachtete er sie in seiner durchtriebenen Weise schief von unten herauf, spielte dabei mit seiner gelenken roten Zunge und hielt alle vier Beine zum augenblicklichen Weglaufen bereit. Doch war an seinem Mute nicht zu zweifeln. Freilich war es Mut, der sich lieber in der Entfernung zeigte. Und für angemessene Abstände hatte Schmitz das feinste Gefühl. Darum mochte er auch mit den Gänsen in der Nähe nichts zu tun haben, denn sie erschienen, wenn sie Auslauf hatten, manchmal plötzlich an Stellen, wo man sie keineswegs erwartet hatte und wo es schwer war, den wünschenswerten Abstand einzuhalten. Aus diesem Grunde zog Schmitz vor, den Hof zu verlassen, sobald die Türe ihres Verschlags geöffnet wurde.

Lutz gab viel auf Schmitzens Urteil. Auch er vermißte die Zuverlässigkeit im Wesen der Gänse, aber er mochte ihnen trotzdem seinen Schutz nicht entziehen, denn er hatte längst erfahren, daß es im ganzen Bereich seiner Einflußzone kaum Wesen gab, die einigen Schutzes und einiger Uneigennützigkeit dringender bedürftig waren. Es gab da noch nicht ganz aufgeklärte, mit Blut vermischte Zusammenhänge zwischen gewissen festlichen Tagen und Lücken im Gänsestall, und wenn auch Lutz von allen beruhigt und getröstet wurde, so trug er doch tief in der Brust schweigenden Argwohn gegen die lachende Gunde und sogar gegen seinen alten Freund Sepp. Der Verdacht heimlicher blutiger Taten, besonders gegen Freund Sepp, schmerzte ihn tief, war aber, seit er erwacht war, nie mehr ganz eingeschlafen.

Als dieser verstimmende Rest von Mißtrauen gegen Sepp im Gemüt noch frisch war, zu einer Zeit, da Sankt Nikolaus alljährlich daran denkt, aufzubrechen, um wieder einmal den weiten Weg vom Himmel herab zur Erde zu durchwandern, zu einer Zeit, da der Herbst mit Mühe ein bißchen letztes Grün festhält, nachdem er alle anderen Farben längst verloren hat, zu einer ziemlich verdächtigen Zeit also, brachte eines Tages Gunde auf mütterlichen Befehl den widerstrebenden kleinen Lutz in den ersten Stock hinauf zu Frau Littmann, knickste, richtete eine schöne Empfehlung aus und dämpfte dann die Stimme zu einem geheimen Auftrag, den Lutz nicht hören sollte und auch wirklich nicht verstand.

Frau Littmann war zufällig allein anwesend. Herr Moritz Littmann saß um diese Tageszeit, durch die ganze Breite der Werkstatt von der Wohnung getrennt, auf seinem bockbeinigen Stühlchen im Kontörchen, die Kinder waren allesamt noch in der Schule, und das Hausmädchen war mit einem Auftrag ausgeschickt worden.

„Du sollst ein wenig bei mir bleiben," sagte Frau Littmann, „willst du gerne bei mir bleiben?"

Lutz schüttelte verstockt den Kopf.

Frau Littmann lächelte süß und falsch. „Ich will dir den Kaufladen der Kinder geben oder den Baukasten oder Bilderbücher. Vielleicht finde ich auch ein Stückchen Schokolade. Willst du jetzt ein artiger Junge sein?"

Nein, Lutz wollte kein artiger Junge sein, er wollte auch Frau Littmanns Schokolade nicht, und er hatte keinerlei Teilnahme für den Kaufladen, den Baukasten und die Bilderbücher ihrer Kinder. Er liebte nun einmal nicht, bei den Littmanns zu sein, und vor allem sah er keinen Grund, warum er gerade jetzt bei ihnen sein sollte, wo er eben dabei gewesen war, in dem Wassertrog neben dem Gänsestall Borken-

schiffchen schwimmen zu lassen. Die Mutter hatte zwar Gründe angegeben, aber alle diese Gründe hatten den üblen Beiklang von Ausreden gehabt und hatten ihn darum nicht überzeugen können.

Natürlich nützte es nichts, daß Lutz sich weigerte, ein artiger Junge zu sein; Frau Littmann führte ihn in das Wohnzimmer und baute sämtliche beim Empfang in Aussicht gestellten Spielsachen vor ihm auf, für die er keinerlei Teilnahme fühlte. Er kam sich todunglücklich vor und betrachtete Frau Littmann mit Augen, die nichts Gutes an ihr finden wollten. Schon immer war er voll Mißtrauen um sie herumgegangen, hatte sich nicht viel Gutes von ihr erwartet, und, was Ungutes von ihr kam, hatte ihn nie überrascht. Das meiste, was sie sagte und tat, war falsch oder übertrieben. Von allen Menschen, die er kannte, hatte sie am meisten Unerklärliches für ihn. Ihr Gesicht zeigte beständig einen Hauch wie von Kuchenmehl, aber bei den Littmanns kam nur selten Kuchen auf den Tisch, also konnte Lutz nicht begreifen, woher der viele Mehlstaub kam und warum Frau Littmann ihn nicht abwaschen mochte. Zweimal hatte sie auch versucht, ihn zu betrügen. Ein Bählämmchen, kaum eine Spanne hoch mit einem Überzug von Wolle und auf Rädchen laufend, hatte sie ihm einst mit übertriebenem Aufwand an Stimme und Gebärden als etwas ganz Wundermäßiges aufreden wollen, während Lutz selber das Geschenk für ein ziemlich erbärmliches Ding hielt, das nicht einmal mehr Bäh sagen konnte, wenn man eine Fingerspitze seitlich in den Luftsack unter der Wolle bohrte, der sein einziges Geheimnis war. Damals war er noch jünger als jetzt gewesen, und bald darauf hatte sich auch der zweite verstimmende Vorfall mit ihr begeben. Lutz mochte nicht leiden, wenn er auf den Schoß genommen wurde; Frau Littmann aber, wenn sie zu seinen Eltern auf Besuch kam und er zur Begrüßung in die gute Stube geschickt wurde, nahm ihn trotz seiner offenen Abneigung immer auf den Schoß. Frau Littmann hatte in ihrem sonst wohlgebildeten Damengesicht gleich neben der Nase eine kleine Warze, auf die sie selber sehr wenig Gewicht legte, die aber Lutz mit seiner ganz besonderen Aufmerksamkeit bedachte und sogar die Beharrlichkeit darin aus harmloser Wißbegierde zu weit trieb. Jedesmal, wenn Frau Littmann ihn auf den Schoß nahm, richtete er seine Augen auf die Warze, ohne aber durch alle ihr gewidmete Aufmerksamkeit auf ihre Natur zu kommen. Schließlich erlaubte er sich darüber eine Frage, die aber nicht halb so gut aufgenommen wurde, wie er erwartet hatte. Auch am Gesicht der Mutter merkte er gleich, daß er sich mit der Frage auf verbotenes Gebiet begeben hatte. Frau Littmann machte aus ihrer sauern Miene, so gut es gehen wollte, eine süße Miene und antwortete, was sie da habe, sei ein Schönheitsmal.

Lutz versank in tiefes Nachdenken und betrachtete dabei der Reihe nach alle Anwesenden; ob alle schönen Leute so ein Mal hätten, fragte er darauf, als er mit seiner Betrachtung fertig war.

Frau Littmann bejahte, aber nun wollte Lutz wissen, warum seine Mutter, die doch auch schön sei, nicht ebenfalls ein solches Mal hätte. Lutz bekam aber auf seine Frage niemals Antwort. Frau Littmann wollte unter den ernsthaft fragend auf sie gerichteten Augen nicht lachen und konnte sich doch nicht beherrschen; auch im Gesicht der Mutter kämpfte der Zwang zum Lachen mit Verlegenheit, während die Augen zärtlich blickten; schließlich konnte sich aber weder Frau Littmann, noch die Mutter, noch eine andere anwesende Besucherin länger halten, und so brachen sie, sich untereinander ansehend, in lautes Lachen aus, wobei sie Lutz einander streitig machten, um ihn herzlich an sich zu drücken. Lutz aber fühlte sich schwer gekränkt und in seiner Arglosigkeit verraten und in seinem Vertrauen mißbraucht. Er schämte sich, und ging seit der Zeit der Dame Littmann mit besonderer Sorgfalt aus dem Wege. Nur durch das Wärzchen neben ihrer Nase blieb er ihr durch ein schwächliches Gefühl sorgfältig verborgener Anteilnahme sehr lose verbunden.

So saß er nun heute verstockt im Wohnzimmer der Littmann vor dem Spielzeug der abwesenden Kinder und wußte beim besten Willen nicht, was er anfangen sollte. Er hatte das bestimmte Gefühl, daß er nur deshalb so verlassen sitzen mußte, weil er unten aus irgend einem Grunde im Wege war, und über diesen Grund zerbrach er sich nun vergeblich den Kopf. Der Tag war trüb und dunkel; Frau Littmann hatte das Wohnzimmer bald wieder verlassen; hinten in der Ecke tickte gelassen die große Wanduhr, und draußen auf der Treppe gab Schmitz langgezogene Zeichen seiner Anwesenheit.

Alles war unheimlich und schien auf eine nahe Katastrophe zu warten, die nicht abzuwenden war und über deren Art Lutz vergeblich grübelte. Um wenigstens etwas zu tun, durchsuchte er alle seine Taschen, damit er wisse, wie ihn die nächste Stunde gerüstet finde, aber das Ergebnis war wenig tröstlich. Nacheinander kam ein zerknülltes Abziehbild zum Vorschein, ein Stückchen dicker Tischlerbleistift und ein beim Guß verunglückter Bleisoldat, der stramm das Gewehr präsentierte, mit dem aber sonst nichts weiter anzufangen war. Lutz hatte ihn kürzlich bei Onkel Hinrichsen eingesteckt, um ihn selber zu bemalen, hatte aber inzwischen keine Gelegenheit dazu gefunden. Trostloser als zuvor, steckte er alles wieder in die Taschen zurück.

Seine Gedanken kreisten immer ahnungsvoller um den Gänsestall. Er mochte nicht gern Arges denken, aber wenn er unten im Wege war, wollten sie ihn gewiß nur forthaben, weil sie schlimme Pläne hatten gegen die Gänse und deswegen seinen Einspruch fürchteten. Plötzlich anhebende Trompetenstöße höchster Todesangst, aus der entferntesten Hofecke gedämpft durch die geschlossenen Fenster klingend, verschafften ihm Gewißheit. Lutz kannte die verschiedenen Signale aus dem Gänsestall zu genau, um sich über ihre Bedeutung zu täuschen. Es mußte unten auf Tod und Leben hergehen. Lutz schnellte auf die Füße wie an den Haaren emporgezogen, ballte die kleinen Fäuste und rannte hinaus mit dem Willen, alles über den Haufen zu rennen, was ihm den Weg nach der Hofecke verlegen wollte. Aber niemand trat ihm entgegen, und die Türe nach dem Flur war so leicht zu öffnen wie diejenige nach der Treppe. Schmitz hatte sich inzwischen abwartend auf die Fußmatte hingekauert; er sprang empor, blickte seinem kleinen Herrn in das verstörte Gesicht und zog winselnd den Schweif ein; als er sich aber unbeachtet bleiben sah, stürzte er ihm nach voll besinnungsloser Hingebung und überkugelte sich dabei fast die ganze Treppe hinab. Die Fenster im Treppenhause zeigten auf Milchgrund in hellblauen Farben kleine dicke Putten, die spielerisch große Weintrauben und Bündel mit Ähren über eine Wiese schleppten und nie vorwärts kamen; bei anderen Gelegenheiten hatte sich Lutz hier immer ein wenig aufgehalten, um das lustige Treiben ernsthaft zu beschauen, heute aber hatte er keinen einzigen Blick dafür übrig.

Der Hausflur mit Wänden aus weißen Kacheln, in den die Treppe einmündete, hatte sowohl nach der Straße wie nach dem Hofe zu ein schweres Tor aus geschnitzter Eiche. Von beiden Toren wurde tagsüber ein Flügel durch ein eingeklemmtes kleines Lederkissen offengehalten; nur wenn Lutz im Hof war, wurde am hinteren Tor das Lederkissen ausgehängt und das Schloß eingeschnappt, damit ihm der Weg zu unerwünschten Ausflügen auf eigene Faust abgeschnitten war. Diese Maßnahme der Sicherung war zu dieser Stunde unterlassen worden. Das Lederkissen lag im Türspalt und also konnte Lutz ohne Hindernis in den Hof eindringen.

Nichts deutete auf Gewalttat und Verrat; der vertraute Hofraum lag leer und friedlich unter dem bewölkten Himmel des Nachmittags. Aus der hintersten Hofecke klangen zwar noch immer aufgeregte Trompetenstimmen, aber der das Innerste aufregende Beiklang tödlicher Not war nicht mehr zu vernehmen. Aber mehrere der kräftigsten Stimmen fehlten und Lutz fühlte, wie sich seine Haare sträubten bei dem

Gedanken, daß er zu spät kommen könnte. Ohne sich irgendwie aufzuhalten, flog er über den Hof und fand seine Ahnung durch einen prüfenden Blick hinter das Gatter rasch bestätigt. Die drei stattlichsten Bewohner des Gänsestalles waren daraus verschwunden. Es waren große stolze Vögel gewesen mit weißer Brust, schwarzen Fräcken und roten Schnäbeln. Lutz hatte sie schon gekannt, als sie, kleine gelbe Flaumbällchen, aus den Schalen gekrochen waren und aus Gundes Hand kleingehacktes Ei als erstes Futter genommen hatten. Er fühlte, wie tief in seiner Brust etwas Unnennbares kalt und starr wurde und ihn zwang, ganz fest die Fäuste zu ballen. Aber er wollte keine Zeit verlieren; er machte kehrt und stürmte weiter, dorthin, wo vielleicht noch etwas zu retten war, in das Treppenhaus im Rückgebäude, wo, wie er dunkel ahnte, der Schauplatz schon mancher schwarzen Taten gegen die wehrlosen Bewohner des Gänsestalls gewesen war.

Mit einem Satz sprang er die zwei Stufen hinan, stieß mit beiden Fäusten zugleich die Türe auf und gewahrte nun ein Bild, vor dem ihm fast der Atem versagte.

Sie waren hier fast alle versammelt, denen er vertraut hatte, mehr als er sich selber vertraute. Sie waren alle im Einverständnis; sie hatten ihn mit falschen Reden weggelockt und dann seine Arglosigkeit lachend verraten. Da stand Sepp und hielt eben eine Gans, die er im Augenblick zuvor ums Leben gebracht hatte, mit ausgestreckten Händen an den Füßen prüfend in die Luft. Und Gunde, wie immer lachend, frisch und rotbäckig, hatte sich ein weißes Tuch um das Haar gebunden, saß auf einem Holzbock und rupfte einer anderen geschlachteten Gans gemächlich die Federn aus. Eine dritte Gans lag starr und steif auf der Erde und wartete auf das gleiche Geschick. Die Mutter stand dabei und leitete alles, und der Vater, in der blauen Leinenjacke, mit den Perlmutterknöpfen, die er gewöhnlich in der Werkstatt trug, gab gerade mit vergnügtem Gesicht Einzelheiten zum besten über die Art, wie in seinem eigenen Elternhause Gänse geschlachtet zu werden pflegten. Lutz konnte nicht fassen, was er hier sah und hörte. Stumm, mit geballten Fäusten, rannte er gegen seinen alten Freund Sepp an, der tat, als könne er sich vor dem Angriff kaum auf den Füßen halten. Aber Lutz ließ gleich wieder von ihm ab, als er merkte, daß Sepps Gehaben nur Verstellung war und daß er ihm mit seinen kleinen Fäusten ernstlich nichts antun konnte, und alle anderen lachten über seinen besinnungslosen Zorn, der sich nicht zu helfen wußte, streckten die Hände aus, um ihn abzufangen, und riefen ihm Erklärungen zu, die ihn trösten sollten, aber nicht trösten konnten, denn die klangen alle falsch und erfunden.

Hier war nichts mehr für ihn zu tun. Lutz sah es rasch ein, entging geschickt den haschenden Armen, preßte die kleinen Fäuste an die Augen nud stürzte blindlings zur offen gebliebenen Türe hinaus, nur von dem dunklen Trieb geleitet, Raum, möglichst viel Raum zu bringen zwischen sich und diese Menschen, die ihm nun plötzlich so fremd und unverständlich vorkamen, als hätte er sie zuvor nie gesehen. Der übergroße Jammer hatte ihn ganz stumm gemacht; aus seinen Augen kam keine Träne, und über seine Lippen kam keine Klage. Er konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen; nur fort strebte er, weit fort von dem Ort, wo so arge Dinge geschehen konnten. Hier konnte er nicht länger bleiben. Hier möchte er keine Gemeinschaft mehr haben; er wollte fortlaufen, so weit ihn seine Beine tragen wollten, und sich irgendwo verstecken, damit kein Mensch ihn wiederfinden konnte. Schmitz hatte ihn nicht verlassen. Schmitz war mit im Hinterhause gewesen und hatte verdutzt gesehen, wie Lutz seinen besten Freund plötzlich als argen Feind behandelte. Aber ehe er die ihm geziemende Partei seines kleinen Herrn ergreifen konnte, war Lutz wieder hinaus auf den Hof gelaufen und lief nun immer weiter, als gedenke er nie mehr anzuhalten. Schmitz wußte nicht recht, wie er sich unter diesen betrüblichen Umständen verhalten sollte; vorläufig ließ er den buschigen Schweif hängen, winselte teilnahms-

voll und suchte sich durch sanfte Stöße mit der Nase in seines Herrn Kniekehlen in Erinnerung zu bringen. Lutz erinnerte sich denn auch, ehe er noch den Hof ganz überquert hatte, daß Schmitz wenigstens ihm treu geblieben war; er nahm ihn am Halsband und verließ mit ihm den Hof und das Haus, ehe noch jemand daran dachte, sich umzusehen, wo er mit seinem kindlichen Jammer geblieben war.

Die ehrbar bürgerliche Gertraudenstraße führte ein wenig bergab an einen Platz, der eigentlich gar kein rechter Platz war, sondern nur der Kreuzpunkt mehrerer Straßen aus verschiedenen Richtungen. Über eine dieser Straßen ging eine ganz schwarz verrußte Überführung aus Eisen für die Züge der Nürnberger Strecke. Lutz war einmal an der Hand des Vaters hindurchgegangen. Auf der anderen Seite gab es eine Straße mit einer Klingelbahn in der Mitte und mit mächtigen Häusern an der Seite, von denen fast jedes einen Kaufladen enthielt. Und die ganze Straße war schwarz von vielen Menschen gewesen, die aus unbegreiflichen Gründen eilig durcheinandergelaufen waren wie aufgeschreckte Ameisen. Mit diesen Menschen wollte er nichts zu tun haben. Er vermied den schwarzen Schlund, überquerte den Platz und kam nun in eine Straße mit Bäumen zu beiden Seiten, in der die Häuser kleiner, aber die Gärten sehr viel größer waren als in der vertrauten Gertraudenstraße.

Hier war er noch nie gewesen! Hier stand er in einer neuen Welt, und jeder weitere Schritt führte in das Abenteuer. Die Häuser an beiden Seiten wurden immer kleiner und wichen immer weiter in den Hintergrund großer Gärten zurück. Bald taten sich auch Lücken auf, verbreiterten sich und wollten sich schließlich nicht mehr schließen. Auch die feste, zuverlässige Straße wandelte sich, hörte auf, gepflastert zu sein, ließ den Doppelsaum der Baumreihen hinter sich und wurde zuletzt zum Landweg, der neben einem Graben trostlos immer weiter in die Leere führte. Es gab nur noch Raum und Fläche; Sturzäcker, öde Felder, vergilbte Wiesen — und alles bedeckte ein trüber Herbsthimmel ohne Farbe und ohne Leben.

Lutz wußte mit dieser unendlich immer weiter reichenden Leere nichts anzufangen; er stand ihr hilflos mit weiten erschreckten Augen gegenüber, unfähig, ihr Grenzen zu geben und sie mit Vorstellungen auszufüllen. Er blickte hinter sich und fand auch rückwärts nichts, was ihm zum Troste gereichen konnte. Was Lutz von seiner Vaterstadt kannte, lag weit zurück und verschmolz ohne Möglichkeit der Unterscheidung mit dem, was er nicht von ihr kannte, zu dem fremden Begriff Stadt. Etwas Graues, Geballtes, wie ein lauerndes Raubtier mit Rauchwolken gleich heißem Atem über sich lagerte geduckt in der Ferne. Und als es dunkler wurde, schossen aus der grauen Masse grelle Lichter auf, fuhren ohne erkennbaren Zweck hier hin und da hin, verschwanden und kamen wieder. Lutz wußte mit diesem unheimlichen Wesen hinter sich so wenig anzufangen, wie voraus mit der Leere ohne Grenzen.

Er war müde und matt geworden; seine Füße brannten und wollten ihn nicht weitertragen. Er verließ die Straße und setzte sich seitwärts in den Graben; er wußte nun nicht mehr, was werden sollte; er fühlte sich verloren im weiten Raum; hier hörte das Leben auf, das Licht und die Wärme. Er hatte die Menschen verlassen, und nun war er selber verlassen; bald würde die Nacht kommen und ihn begraben.

Im Grunde des Grabens sickerte träge und müde ein dünnes Rinnsal verlaufenes Wasser; seitlich und an den Rändern wuchs spärliches wildes Gras. Es hatte den ganzen Sommer überstanden, war oft getreten worden und hatte sich immer wieder aufgerichtet; aber die Glut der Augustsonne hatte ihm die Kraft geraubt, nun war es welk und farblos geworden, und der Wind hatte jeden seiner Halme angefaßt, um die Achse gedreht und dann ruchlos gebrochen. Nun lag es müde auf der nackten Erde und erwartete ergeben das weiße Grab, das der nahe Winter bereiten würde.

Das Halsband von Schmitz hatte Lutz längst fahren lassen. Schmitz tauchte erst seine gelenke rote Zunge in das trübe Naß im Grabengrund und sah sich dann vom

Straßenrand aus nach Abenteuern um. Er wälzte sich auf dem Rücken, schnappte mit wunderlich schiefer Kopfhaltung nach Grasspitzen und jagte plötzlich erregt kläffend die Ackerfurchen entlang nach unsichtbaren Dingen. Lutz folgte ihm mit den Augen, aber er war zu matt und zu mutlos geworden, um aufzustehen und zu rufen. Vielleicht würde Schmitz auch nicht hören wollen, dachte er; vielleicht würde er nun immer weiter laufen und überhaupt nicht mehr zurückkommen. Lutz mochte nicht rufen, um nicht enttäuscht zu werden. So lange er nicht gerufen hatte, behielt er noch eine allerletzte kleine Hoffnung und konnte glauben, daß er nur den Mund aufzutun brauche, um Schmitz wieder an der Seite zu haben. Gleich hinter jener letzten Hoffnung, fühlte er deutlich, wohnte das kalte Grauen. Es war besser, sich dort hinein nicht zu verlieren.

Aber Schmitz kam ungerufen zurück; sein Atem dampfte, die gelenke rote Zunge züngelte aufgeregt und der buschige Schweif fächelte Ergebenheit ohne den mindesten Vorbehalt. Er schien nichts von dem zu bemerken, was in seinem kleinen Herrn vorging, oder er verbarg seine Wahrnehmungen hinter lautem Vergnügen am Abenteuer. Lutz legte ihm die Arme um den Hals, doch Schmitz wußte die schüchterne Zärtlichkeit in ihrer Bedeutung nicht zu würdigen, er riß sich los, als ein Bauernfuhrwerk vorüberrollte, und rannte mit einem Eifer hinterher, der grausam war in seiner Entfernung von jedem Verständnis für die Gefühle seines zurückbleibenden jungen Herrn. Zwar kam er auch von diesem Abwege wieder zurück, trug den Schweif wie eine Siegesfahne und hatte in den Augen sichtbar die Erwartung nach zärtlicher Anerkennung für getreu erfüllte Pflicht, aber Lutz hatte inzwischen schon den letzten Schritt getan und wandelte nun dort, wo das kalte Grauen völliger Verlassenheit das Herz umfängt. Der Wille, kindlich und unbefestigt, war gebrochen; die Fähigkeit klar zu denken, hörte auf, und alles, was Lutz bisher ängstlich bemüht gewesen war, fern vom Sitze des Bewußtseins zu halten, gewann nun Macht über ihn und nahm drohende Gestalt an.

Ja, er war allein. Eine Mauer ohne Tor und nicht zu übersteigen trennte ihn von allen anderen Wesen. Manchmal fällt ein Ball, ein Scherben oder ein toter Goldfisch über die Mauer; der Wind mochte Klang und Ton über ihre Krone tragen; er, der hinter ihr wohnte und nicht die Macht hatte, seinen Bezirk zu verlassen, konnte alle diese Dinge sammeln und daraus Schlüsse ziehen auf das Leben neben ihm, aber das Eigentliche und Wesentliche vom Leben auf der anderen Seite würde ihm immer verborgen und fremd bleiben müssen. Sepp, Gunde, Elli, die Eltern, Onkel Hinrichsen, die Littmanns, sogar Schmitz, der ihn auf seinem Gang in die Welt am weitesten begleitet hatte, sie alle wohnten jenseits der großen Mauer, folgten ihren eigenen Gesetzen, konnten lieben und geliebt werden, aber man konnte sie nicht verstehen, wie man sich selber verstand.

Inzwischen war es Nacht geworden. Den Arm um Schmitz gelegt und das tränennasse Gesicht an sein weiches Fell geschmiegt, war Lutz zuletzt am Grabenrand eingeschlafen. Der Traum nahm ihn in seine Wiege, sang mit halber Stimme Schlummerlieder und führte ihn mit sachter Hand weit fort von der schlimmen Wirklichkeit.

Doch Lutz schlief nicht lange; er erwachte vom Frost geschüttelt, fuhr erschreckt empor, sah Nacht im Umkreis, aber ganz in der Nähe tröstendes Licht, das näher kam und nun neben ihm anhielt. Es ging von einer Laterne aus, die er gut kannte; es war ein Kästchen aus Blech mit vier Glaswänden und einer dicken Kerze in der Mitte. Aus ihrem goldfarbenen Schein sprang Schmitz stürmisch auf ihn zu, hatte seine durchtriebenste Miene aufgesetzt, bewegte den Schweif in einem Schauer von Triumph und ließ nicht ab, dem kleinen Herrn mit grenzenloser Hingebung die klammen Hände zu lecken.

Aber die tröstende Laterne war nicht allein gekommen. Sie machte nun Halt

am Grabenrand, und ihr heftig schnaufender Träger beugte sich mit soviel Sorge und Mitleid über das klamme, kleine Häuflein Unglück, daß Lutz die Arme nach ihm ausstrecken mußte. Es war Sepp, der da stand und nun eilig seine Jacke auszog, um den Gefundenen mit mütterlich sachten Händen warm hineinzuwickeln. Und er hatte seine vertraute Atmosphäre mitgebracht aus Geduld, Schnupftabak und Tischlerpolitur, und Lutz ließ es matt und schweigend geschehen, daß er ganz in sie eingehüllt wurde.

Die Jacke reichte aus, um Lutz vom Hals bis zu den Knien warm zu umschließen. Sepp wollte aber auch für die Füße sorgen. Er zog behutsam Lutz die bestaubten Schuhe aus, steckte sie in die Hosentasche und begann die kleinen Füße mit seiner rauhen, warmen Hand ganz sanft zu reiben.

Bisher hatte er noch kein einziges Wort gesagt, als er aber nun die Kälte spürte, die des Kindes Füße wie Eis anfühlen ließ, konnte er sich nicht länger halten; er sagte auch jetzt nichts, aber er wiegte unendlich bedauernd den grauen Kopf wie Leute tun, die unerträgliche Schmerzen haben, und wiederholte dabei beständig eine seltsame Buchstabenverbindung, zusammengesetzt aus den beiden Stummlauten k und s. „Ks, ks," machte er halbleise, und nie haben diese beiden stummen Buchstaben herzlicheres Mitgefühl ausgedrückt, seit sie zuerst über eines Menschen Lippen gekommen sind.

Lutz schlang die Arme um Sepps Hals und lehnte die Wange an Sepps rauhe Bartstoppeln, ohne Schmerz zu spüren. Sepp aber nahm die Laterne auf und begab sich mit sachten Schritten auf den Heimweg. Auch Schmitz wollte nicht ablassen, seine Ergebenheit zu bezeugen und wagte die erstaunlichsten Sprünge, um seinen kleinen Herrn irgendwo mit der Nase oder der Zunge zu berühren. Die Laterne warf friedlichen Schein voraus. Lutz wußte nun, daß er gut aufgehoben war und nichts mehr zu fürchten hatte. Aber ob er sich nun gleich ergeben hatte und warm eingehüllt beim Schein einer Laterne zurücktragen ließ an den Ort, dem er entlaufen war, und zu den Menschen, die er hatte nie wiedersehen wollen, er war doch im Innersten gewiß, daß sich ein Unnennbares in ihm gewandelt habe und daß es nie wieder so werden würde, wie es gewesen war. Im tiefsten Leben war ein feinstes Fädchen gerissen und würde hinfort immer gerissen bleiben müssen.

Der Rembrandt-Deutsche als Dichter

Es ist ein immer noch nicht gelöstes Rätsel, wie urheberrechtlich von „Rembrandt als Erzieher" zwei grundverschiedene Ausgaben nebeneinander bestehen können: die bei C. L. Hirschfeld in Leipzig, und die bei Alexander Duncker in Weimar. Die erste ist von Momme Nissen „geordnet und gesichtet nach Weisungen des Verfassers"; die zweite ist zwar auch etwas gekürzt, doch bekommt man durch sie, und nur durch sie, einen Begriff von dem merkwürdigen Buch, das 1890 soviel Staub aufgewirbelt hat. Die erste ist katholisch, die zweite deutschnational.

Derselbe Momme Nissen gibt nun „Langbehns Lieder" heraus (Verlag Kösel & Pustet, München). Die erste Auswahl aus seinen Dichtungen traf Langbehn 1891: „40 Lieder von einem Deutschen". Der Verleger des Rembrandt-Buches lehnte ab sie zu drucken. Sie erschienen im Verlag der Dresdner Druckerei Glöß. Das Buch war ein völliger Mißerfolg, und mit Recht. Die „40 Lieder" sind ohne Eigenart; derlei dilettantische Produkte machte jeder einigermaßen begabte Gymnasiast. Es waren ein paar harmlose erotische Gedichte dabei, die ein norddeutscher Rechtsanwalt als unsittlich bei der Staatsanwaltschaft anzeigte, woraufhin das Buch be-

schlagnahmt wurde. Langbehns Verleger wurde vom Vorsitzenden der gegen ihn anberaumten Gerichtsverhandlung mit den Worten empfangen: „Sie geben natürlich zu, daß diese Lieder gemein sind?" Die Beschlagnahme wurde aufgehoben. Langbehn ließ am Hause der Druckerei Glöß eine Tafel anbringen mit der Inschrift: „In diesem Haus wurden die 40 Lieder von einem Deutschen im Jahre 1891 gedruckt". „Bis zur gerichtlichen Entscheidung war die Tafel, um den Eindruck zu verstärken, von einem Trauerflor umgeben." (M. Nissen.)

Einige dieser 40 Lieder hat Nissen in seiner Lebensbeschreibung Langbehns wieder abgedruckt. In dieser neuen Sammlung druckt er 23 ab. Die 4 erotischen („Abenteuer", „Spiel des Windes", „Hochzeitsnacht", „Erinnerung") läßt er weg. Mit Recht. Sie sind zum Teil unfreiwillig komisch, z. B. „Und sie weiß nun, was die Liebe ist" oder „Das schmeckt so süß wie's Paradies: o könnt' es ewig währen!", oder „An den Wassersfluten Wohnen jene guten Weiber, die den Männern Schönes tun; O, wie lieblich ist es — Freund', ihr selber wißt es — Sich an solchen Brüsten auszuruhn. Wonneblick und Küsse, Zärtlichste Genüsse, Geben sie mit voller Hand euch hin: Ach, wie wird mir selig, Wenn ich ganz allmählig Dort bei ihnen eingeschlafen bin." Ich zitiere diese Verse vor allem, um zu zeigen, wie anmaßend, vor allem wie kritiklos Langbehn gegen sich selbst war. Netter finde ich: „Morgenländisch". Ich verstehe nicht, warum M. Nissen es wegließ.

„Wenn der Mond über Schiras steht,
Wenn der Moslem ruht,
Wenn cypressenduftumweht
Des Choaspes Fluth
Mit silbernem Rauschen die Stille durchbricht,
So scheint mir ein letztes, ein sterbendes Licht
Aus Deiner Hütte entgegen.
Durch die Rosenfelder dahin
Eile ich zu Dir
Und klopfe mit bangem Sinn
An Deine Tür —
O, wie hat mich das liebliche Schweigen der Nacht
So selig und thöricht und trunken gemacht,
Als ich Dir nun im Arme gelegen!"

Langbehn war sehr genau mit der Anordnung der Verszeilen fürs Auge, und hatte seine eigene Rechtschreibung; auch fängt er jede neue Zeile mit großen Buchstaben an. In diesen drei Punkten weicht M. Nissen vom Original ab.

Es fehlen ferner: „Dionysos", „Wechselgesang", „Die Todte", „Muskel", „Schlachtlied", „Mord der Mörder", „Die Dichter", „Der letzte Schrecken", „Das Fegefeuer", „Vorbei". Es wundert mich, daß er „Schlachtlied" und „Die Todte" nicht aufgenommen hat. Gut sind auch sie nicht, beileibe nicht, aber so gut wie die aufgenommenen sind sie sicher.

M. Nissen hat an den Gedichten Streichungen vorgenommen. Bei „Im Grase" läßt er Strophe 2 weg; bei „Schlaflied" Strophe 2 und 4, dafür steht eine fünfte da, die so lautet: „Engel mögen Glück und Segen euch in eure Herzen legen, Hoffnung wiege leis euch ein. Allerwegen euch zu regen, soll euch Kraft beschieden sein!" Ist dieser Kitsch von Langbehn oder von Nissen? Bei „Kassandra" fehlt die 4. Strophe.

M. Nissen hat in 10 Fällen andere Titel als die Ausgabe von 1891: „Brautlied des Hirten" statt „Der Hirte"; „Verlangen" statt „Sinn"; „Zur Laute" statt „Der Spielmann"; „Die Buhlerin" statt „Die Kokotte"; „Aus der Höhe" statt „Unkenruf"; „Junges Blut" statt „Seewind"; „Kinder der Welt" statt „Die Vergänglichen"; „Der Heros" statt „Der Edle"; „Stimme des Rufers" statt „Stimme des Gottes"; „Maria Magdalena" statt „Magdalena".

Auch der Text ist an 12 Stellen verändert worden: S. 17, 21, 22, 30, 31, 33, 35, 37, 45, 46, 47, 48; und zwar ist fast in jedem Falle die neue Lesart schlechter als die alte.

M. Nissen wird sicher auch für all diese Veränderungen sich auf eine ihm von Langbehn erteilte mündliche Blankovollmacht berufen. Gegen sein Verfahren sträubt sich, — so gering ich Langbehn als Dichter schätze — mein philologisches Gewissen. Zum Glück wird Langbehn 1938 frei. Dann wird man wenigstens „Rembrandt als Erzieher" endlich in einwandfreien Ausgaben kaufen können. Diese „Lieder" wird kein Mensch neu drucken.

Auch die neuen nicht, die der Herausgeber ebenso überschätzt wie seinerzeit ihr Verfasser sie maßlos überschätzt hatte. Von den besseren, denen mit Refrain, läßt sich höchstens sagen, daß sie etwa auf dem Niveau derjenigen von Cordula Peregrina stünden. Luise Hensel aber oder gar Annette von Droste wollen wir nicht in einem Atem nennen! Das Komischeste ist Langbehns „Tafel des Edlen", 73 Strophen in folgender Anordnung:

Edel ist,	Edel ist,	Edel ist,	Edel ist,	Edel ist,
wer lacht	wer den Kot	wer	wer	wer —
und wenig sagt.	flieht.	in die Sonne sieht.	spielen kann.	adelt.

Aber das Bändchen hat außer seiner unfreiwillig komischen eine ernste Seite. In einer Zeit, die selbst starken Begabungen, wirklichen Dichtern keine Möglichkeit gewährt, ihre Lyrik zu veröffentlichen, findet sich Papier und Geld für derlei Dichteleien!

Als 1891 die „40 Lieder" herauskamen, war „Rembrandt als Erzieher" für diejenigen Leser erledigt, welche erst der Albernheit dieses zweiten Langbehn'schen Buches bedurften, um sich über die Belanglosigkeit seines ersten klar zu werden: der Mann, der das für Lyrik hielt und so anspruchsvoll vorlegte, hatte sich erdreistet, als Gesetzgeber der deutschen Bildung aufzutreten! Wo sich allenfalls Ansätze zu Poesie finden, sind sie totsicher aus zweiter Hand: Hölderlin, Hebbel, toskanische Rispetti. Die Großartigkeit der kirchlichen Hymnen hingegen ist Langbehn anscheinend ebensowenig aufgegangen, wie die des „Geistlichen Jahres". Seine sogenannte Lyrik ist nur ein Symptom mehr für seine geistige Grundeigenschaft: eine Anmaßung, die am peinlichsten wirkt, wenn sie sich in den Mantel der Demut hüllt. Wir werden uns an Dichter wie Gertrud Le Fort halten, an Flaskamp, Thrasolt, Zerkaulen, werden wiederum „Die kirchlichen Hymnen", „Hundert Marienhymnen" mit den Nachbildungen deutscher Dichter zur Hand nehmen (M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag), werden Zoozmanns lateinisch-deutsche Sammlung Laudate Dominum (Georg Müller) lesen — aber Langbehn hat uns weder als weltlicher, noch als geistlicher Dichter etwas zu sagen.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Neuerscheinungen

Eben erhalte ich 3 Bände des Verlags L. W. Seidel & Sohn in Wien: Menschen, die Geschichte machten. 3 Bände mit 1100 Seiten und 79 Bildertafeln, geheftet 30, Leinen 36 M. Um diese 3 Bände zu lesen, werde ich Monate benötigen, aber ich freue mich jetzt schon auf ihr Studium. Heute will ich diese sehr bedeutende und, wie ich betone, ungemein preiswerte Veröffentlichung lediglich so rasch wie möglich signalisieren und die Leser besonders aufmerksam machen, daß die Abschnitte Cäsar, Jaurès, Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe, Kaunitz,

Witte und Stolypin, Calvin, Washington, zusammen 64 Seiten mit 4 Bildern, in jeder Buchhandlung vollständig kostenlos als Leseprobe entweder mitgenommen oder bestellt werden können. Nur noch eine Bemerkung: es sind nicht die nächstbesten Leute, die sich zu diesem neuen Plutarch zusammengetan haben, sondern Fachgelehrte von Rang und Ruf, wie W. Otto in München, Cavaignac in Straßburg, R. Syme in Oxford, Diehl in Paris, Schaeder in Leipzig, Schneider in Frankfurt a. M., Hampe in Heidelberg, Marcks in Berlin, Pagès in Paris, Redlich in Wien, Oncken in Berlin, Claar in Neapel — um aus den vielen Dutzenden von Namen nur einige zu nennen.

Jean Martet, Der Tiger. Weitere Unterhaltungen Clemenceaus mit seinem Sekretär. Berlin, Ernst Rowohlt, geheftet 3.50. Das Werk desselben Verfassers „Clemenceau spricht" wurde hier im Maiheft 1930 angezeigt. Diese Nachlese enthält noch manchen netten Ausspruch. — „Die Größe eines Menschen macht der Mut aus. Man muß sich mit allem herumschlagen. Man muß sehr, sehr, sehr unglücklich sein. Man muß das Unmögliche suchen." „In allen Werken Shakespeares gibt es immer eine Tür, die sich ins Unendliche öffnet." „Für einen, der lange gelebt hat, hat das Wort Glück keinen Sinn mehr." „Die Jesuiten schätze ich sehr; es gibt keine bessere Vorbereitung zur Skepsis." „Herodot ist köstlich. Er gehört der gesegneten Zeit an, da man noch nicht zweifelte und zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen noch kein Bruch bestand. Die Götter waren gegenwärtig. Sie gingen zwischen den Menschen einher. Mit Herodot zusammen wäre ich gern in Ägypten gewesen. Man erzählte ihm allerlei Fabeln. Er schrieb sie lächelnd auf. Unsere Zeit will immer verstehen. Das hat uns idiotisch gemacht." Der Sekretär: „Sie sind der Überzeugung, daß es nur eine einzige richtige Meinung gibt: die Ihre." Clemenceau: „Ich bin überzeugt, daß es nur eine falsche gibt: die der andern." „Die Schweinereien, die es jetzt gibt! Von diesem mörderischen Zeug genügt eine Fingerspitze voll, um ganze Städte zu vernichten. Wissen und Geist haben sich nicht parallel entwickelt. Die Menschen sind wie Affen, die Jupiter den Blitz geraubt haben. Sie werden sich bis zum letzten Mann niedermetzeln. Vielleicht wird ein Dutzend Neger am Kongo übrig bleiben. Die werden die Geschichte von vorn anfangen. Dieselbe Geschichte."

Georg Fuchs, Wir Zuchthäusler. Erinnerungen des Zellengefangenen Nr. 2911, im Zuchthaus geschrieben. Geheftet 6.50 M., Halbleinen 8.50 M. Verlag Albert Langen, München. Dies erschütternde Buch kommt in einem für seine Wirkung ungünstigen Zeitpunkte heraus: eben ist der Massenmörder Kürten verurteilt worden, und bereits haben Zuchthausinsassen erklärt, wenn er zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt würde, so würden sie ihn lynchen. Daß die Justiz, vor allem auch der Vollzug ihrer Strafen, in hohem Grade reformbedürftig ist, wird von allen Seiten zugegeben, von denkenden Juristen selbst an erster Stelle. Schriftsteller und Gelehrte wie Helene Böhlau, Ricarda Huch, Graf Keyserling, der Psychiater Geheimrat Bumke, Hans Carossa, Alfred Döblin, Sigmund Freud, Professor Gallinger, Geheimrat Kahl, Pater Muckermann, Erzbischof Söderblom, Jakob Wassermann, Oswald Spengler setzen sich für das Buch mit dem Nachdruck ihres Namens ein. Fuchs erhielt Zuchthaus wegen eines politischen Verbrechens der Nachkriegszeit. Man erinnert sich an den Prozeß Fuchs-Machhaus. Für sein Buch ist das gleichgültig. Es ist außerordentlich lesenswert. Ohne im geringsten auf Sensation zu spekulieren, ist es durch den Reichtum seiner Beobachtungen spannender als jeder Roman. Es wird wohl jedem Leser so gehen wie mir: wenn man erst zu lesen angefangen hat, kann man nicht mehr aufhören. Rein als menschliches Dokument betrachtet, ist dieses Werk von allem, was in den letzten Jahren erschien, das aufschlußreichste und am meisten zum Nachdenken zwingende.

Grock, Ich lebe gern! Man muß Grock oder wenigstens den berühmten Grock-Film gesehen haben, um diese von Eduard Behrens bearbeitete Selbstschau ganz zu würdigen. Wie groß der Anteil auch sei, der auf Grock, mit seinem bürgerlichen Namen Wettach, und der andere, der auf Behrens trifft, das Buch ist lesenswert, und hinter seinem grotesken Humor steckt ein menschenliebender Ernst. Keine Spur von Literatenexzentriks in diesen amüsanten Kapiteln. Soweit die beigegebenen Bilder Photos sind, sind sie eine angenehme Beigabe. Für die Zeichnungen hingegen habe ich nicht das Mindeste übrig: es ist die bekannte Unart zu karikieren, ob sich's um einen Clown oder Boxer oder Parlamentarier oder Künstler handelt: immer zum Schaden des Buches oder der Zeitung. (Verlag Knorr & Hirth, München, geh. 3.90 M., Lwd. 5.40 M.)

Storcks Opernbuch (Stuttgart, Muth'sche Verlagsbuchhandlung, Ganzleinen 6 Mark) erscheint eben in 35.—36. Auflage (101.—106. Tausend). Neu aufgenommen sind 7 Werke: Borodin „Fürst Igor", Brand „Maschinist Hopkins", Hindemith „Neues vom Tage", Krenek „Das Leben des Orest", Verdi „Simone Boccanegra", Weinberger „Schwanda der Dudelsackpfeifer", Mussorgski „Boris Godunow". „Johnny spielt auf" ist schon völlig erledigt. Das Publikum beginnt bereits die Jazz-Musik abzulehnen. Ganz alte Werke hingegen wie Rossinis „Angelina", die für die nächste Auflage vorzumerken wäre, erobern sich Bühne um Bühne.

Friedrich von der Leyen, Die Forderung des Tages. Das neue Reich. Eine Übersicht über die deutsche Dichtung der letzten Zeit (1925/30), Jena, Diederichs. Dieser Nachtrag zu des Verfassers Buch „Deutsche Dichtung in neuer Zeit" behandelt ausführlich folgende Erscheinungen: Remarque, Im Westen nichts Neues; Arnold Zweig, Der Streit um den Sergeanten Grischa; Ernst Glaeser, Jahrgang 1902; Oskar Maria Graf, Wir sind Gefangene; Ludwig Renn, Krieg; Josef Magnus Wehner, Sieben vor Verdun; Edwin Erich Dwinger, Armee hinter Stacheldraht und Zwischen Weiß und Rot; Ernst Jünger, Stahlgewitter; E. v. Salomon, Die Geächteten; Franz Werfel, Barbara und Abituriententag; Jakob Wassermann, Der Fall Maurizius; Hermann Hesse, Steppenwolf; Alfred Döblin, Berlin Alexanderplatz; Ina Seidel, Das Wunschkind; Ernst Wiechert, Andreas Nyland; Karl Heinrich Waggerl, Brot; Peter Supf, Amance; Hans Carossa, Wandlungen einer Jugend. Wer diese Bücher zum großen Teil gelesen hat, muß dem Urteil des Verfassers durchweg zustimmen.

Die deutsche Wohnung der Gegenwart: das neueste der Blauen Bücher von Karl Robert Langewiesche schließt sich an die Bände „Bauten der Arbeit und des Verkehrs", „Wohnbauten und Siedlungen", „Bauten der Gemeinschaft" an (je 3.30 Mark). In dem Roman „Klerisei" beschreibt Leßkow, wie eine Provinzgans Hals über Kopf ihre Wohnung umkrempelt, um einem Besuch aus Petersburg zu zeigen, wie modern sie sei: geschwind entfernt sie die Kaminuhr, Armleuchter, Spitzengardinen, Fenstervorhänge, vor allem aber Bilder, so daß im Herrenzimmer „nichts übrig blieb als ein Tisch, ein Stuhl und zwei Sofas". Da bemerkt sie zu ihrem Schrecken, daß noch ein Blumentopf am Fenster steht: entschlossen wirft sie ihn auf die Straße. Dieser Roman ist 1872 erschienen. Der Wohnungsbolschewismus ist also reichlich alt, und die Leute, die in Deutschland heute auf ihn hereinfallen, kommen reichlich spät. Der Blumentopf — wir wollen nicht ungerecht sein — könnte jetzt bleiben, vorausgesetzt natürlich, daß es ein Kaktus ist, und auch Bilder werden manchmal begnadigt, vorausgesetzt natürlich, daß sie von Lionel Feininger sind oder von Kokoschka. Man findet in diesem Langewiesche-Band gewiß auch den einen oder anderen Raum, den man bewohnen möchte. Im allgemeinen aber schreit er vor neuer Sachlichkeit, so daß ich nicht allzu viel mit

ihm anfangen kann. Als Adalbert Stifter, der schließlich nicht wesentlich unkultivierter war, als die heutigen, seine „Zwei Schwestern" schrieb, fiel ihm auf, „daß nichts erblickt werden konnte, was etwa wie ein Gemälde oder wie ein Kupferstich ausgesehen hätte. Es ist dies eine seltene Tatsache in Wohnungen und Landhäusern". Kein Mensch wird ins Badezimmer oder Klosett Bilder hängen. Aber ein Wohn- oder Arbeitszimmer ohne Bild hat für mein Gefühl etwas Unmenschliches. Auch in diesem Bande wirken die Räume mit Bildern sofort wohnlicher (S. 15, 33, 34, 36, 37, 38, 39, 46, 47, 57, 66 usw.), ja, um dieses verpönte Wort zu gebrauchen: gemütlicher. Man müßte den Leuten zeigen, wie ein noch so einfaches Bild, richtig gerahmt, richtig gehängt, ein ganzes Zimmer verschönern kann. Aber ihnen Räume ganz ohne Bilder als Vorbilder zu zeigen, halte ich für das Gegenteil von Geschmackserziehung. Im übrigen beschäftigen sich alle Gegenstände in diesen Räumen damit, möglichst viereckig zu sein. Die Baumeister, Zimmerleute und Maurer des Mittelalters hatten als Patronin die heilige Barbara. Die jetzigen scheinen einen der beiden heiligen Quadratus als Zunftpatron zu haben: man empfindet es als stillos, daß Suppenteller und Kaffeetassen noch nicht viereckig sind. Auf die Gefahr hin, für einen Innenarchitekten gehalten zu werden, gebe ich diese künstlerische Anregung hiermit weiter.

999 Worte Bayrisch. Von Johann Lachner. München, Georg Müller. Das Buch nennt sich „eine kleine Sprachlehre für Zugereiste, Fremde und Ausländer". Es ist ausgezeichnet gemacht. Zum erstenmal zeigt es den Nichtbayern, wie schwierig die von ihnen gern leichthin mißbrauchte altbayrische Mundart ist. Es weist hin nicht nur auf Bindungen, wobei mit Recht das Französische als Beispiel herangezogen wird, sondern auch auf Ab- und Anschleifungen, wie sie die altindische Grammatik als sandhi, svarabakti-Erscheinungen usw. vor Jahrhunderten klassisch feststellte. Lautlehre, Deklination, Wortschatz, Artikel, Brechungen, nachtonige Vokale, Mouillierung, Nasale, Diminutive, starke Konjugation, Partikeln, Koordination, — alles richtig, aber, und das ist die Hauptsache: alles höchst vergnüglich. Der nichtbayrische Leser merkt anfangs gar nicht, daß dieses scheinbar rein scherzhafte Büchlein im Grunde höchst ernsthaft ist. Vielleicht könnte in der neuen Auflage, die dem Büchlein herzhaft zu wünschen ist, das eine oder andere von den Sprachproben der altbayrischen Grammatik von Johann Nepomuk Schwäbl (München 1903) herübergenommen werden, wo sich ganz kostbare Stücke finden, insbesondere unter „Sprüche und Reden", S. 103—113. Sodann empfehle ich die folgenden Redensarten aus dem alten Schmeller aufzunehmen:

„Gwohns, Mudl, gwohns," hot da Beck gsagt, da hot a mit da Katz an Ofa auskiahrt. — „Dös is ma z' rund," hot da Baua gsagt, da hot eam de Bäurin 's Oarpfandl an Kopf ghaut. — „Do gehts kloa her," hot da Fuchs gsagt, wia'r'a an ganzn Tag nix anders net dawischt hot als Floign. — „Is blos an Übergangl," hot da Kanarivogl gsagt, da hot'n d' Katz gfressn. — „Kinder müassn si' ausgampn," hot da Großvata gsagt, da is eam da kloa Xaverl zu der Wiagn aussigfalln.

Jedenfalls empfehle ich diese 999 Worte Boarisch aufs wärmste.

Was essen? Gesundheit, Spannkraft, Wohlgeschmack, Sparsamkeit durch neue Nahrungswissenschaft, ohne Einseitigkeiten. Von Dr. med. Heinz Bottenberg. Verlag Der Eiserne Hammer, 1.20 M. Ein Büchlein, ebenso inhaltreich wie hübsch ausgestattet. Wer sich noch nicht mit den Fragen der heutigen Ernährungsreform befaßt hat, greife nach diesem Büchlein: er wird daraus eine Menge neuer und nützlicher Kenntnisse schöpfen. Besonders die Freunde unseres Heftes „Diätkuren" seien darauf hingewiesen.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Das Bayerische Problem in der deutschen Geschichte

Die soeben schon in zweiter Auflage erscheinende Schrift von Professor Karl Alexander von Müller (Verlag R. Oldenbourg, München) ist trotz ihres geringen Umfangs von einem Gewichte, von dem man dringend hoffen muß, es werde in letzter Stunde in seiner Schwere erkannt werden. Nachdem der Krieg verloren war, hat man in Berlin durch das Buch von Dibelius die englische Mentalität entdeckt. Vielleicht entdeckt man in Berlin sogar noch die bayerische Mentalität, ehe das Reich in Trümmer geht. Als mich am Anfang dieses Jahrhunderts der neue Schriftleiter der „Allgemeinen Zeitung", der seinen Urlaub in München zubringen und sich in bayerische Verhältnisse einarbeiten wollte, gelegentlich fragte, was er zu diesem Zweck lesen soll, riet ich ihm, jeden Vormittag auf der Staatsbibliothek alte Jahrgänge der wichtigsten Zentrumsblätter, der „Augsburger Abendzeitung" und der „Münchner Post" zu lesen; „vor allem aber", fügte ich hinzu, „übersehen Sie nicht das ‚Bayrische Vaterland' des Doktor Sigl, etwa seit 1866; da werden Sie Imponderabilien finden, die sonst nirgends stehen." Dr. Mohr, der wie alle Norddeutschen das „Vaterland" lediglich für ein Witzblatt hielt, lachte mich aus. Es ist ihm gelungen in verhältnismäßig kurzer Zeit die „Allgemeine Zeitung" zu ruinieren und bei den „Münchner Neuesten Nachrichten" abzuwirtschaften. Von bayerischen Verhältnissen hat er zeitlebens nie etwas verstanden; von nichtbayerischen allerdings auch nicht. Daher war er der gegebene Schriftleiter der Warschauer „Deutschen Zeitung" während des Kriegs. Wäre er nicht gestorben, so wäre er vermutlich irgendwo deutscher Gesandter, oder Minister a. D. Außerdem natürlich Ordinarius für Zeitungswissenschaft in Berlin.

Dr. Martin Mohr war kein einzelner. Er ist ein typischer norddeutscher Politiker. Heute wäre er unentwegter Unitarier, und würde über die Schrift des Professors K. A. von Müller mit bornierter Sicherheit zur Tagesordnung übergehen. Diese glänzende Schrift beleuchtet das Problem Bayern von allen Seiten: von der geschichtlichen, der dynastischen, der geopolitischen, der erdkundlichen, von Stammeskunde und Stammespsychologie aus (was man in Berlin Mentalität heißt), von gesellschaftlicher Schichtung, Berufsarten, Stellung zur Industrialisierung, Kapitalbildung, Verstädterung aus. Nicht nur zwischen den Zeilen, sondern mit aller Deutlichkeit spricht der Verfasser aus: „Die Abtrennung der Pfalz und Frankens... würde das Schwergewicht des verbleibenden Altbayern mit Notwendigkeit auf der Stelle wieder nach dem Südosten verschieben. ... Die bayerische Frage ist zugleich ein Teil der deutschösterreichischen. Stammesmäßig und konfessionell gibt es keine Grenze an der Salzach und im Zug der nördlichen Kalkalpen... Daß der Anschluß Deutsch-Österreichs, innerlich und europäisch, auf einer unitarischen Grundlage unmöglich ist, darüber bedarf es keines Wortes."

Die Inschrift der Münchner Marienſäule

Rem, Regem, Regimen, Regionem,
Religionem
Conserva Bavaris, Virgo Maria, Tuis

formuliert das Bayerische Problem. Sie spricht aus, in welchen Dingen sich die Bayern nichts dreinreden lassen. Der altbayrische Volkscharakter ist unberechenbar. Das bis zum Selbstmorde Samsonhafte des Germanen ist in Bayern noch gesteigert. Nicht umsonst ist das Nibelungenlied das gewaltigste Werk der bayerischen Literatur. Der Unitarismus sprengt das Reich. Bayern reicht dann nördlich bis zur Donau und westlich bis zum Lech. Mit Notwendigkeit wird es dann Fühlung nach Osten und Süden nehmen. Der Unitarismus hat den Donaustaat unter französischer Kontrolle, vielleicht sogar die Restauration unter französischem Protektorat zur notwendigen Folge. Wenn die Unitarier bewußt auf die Zertrümmerung des Reichs ausgingen, könnten sie die Sache nicht geschickter anfangen.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Bei den Schwaben im Banat

Während des Monats Januar hielt ich Vorträge im rumänischen Banat — der Versailler Friedensvertrag schlug bekanntlich das Kreuz über diese deutsche Sprachinsel, auf daß sie im Magen von vier Staaten verdaulicher liegen sollte. Ich sprach in Arad, Temesvar, Reçiza und in vielen Dörfern auf der „Heck" und auf der „Had". In das Sathmarer Gebiet kam ich nicht, denn dort macht es heute noch Schwierigkeiten als Deutscher aufzutreten. Ein Blick in die „Mitteilungen" der deutsch-

schwäbischen Volksgemeinschaft Sathmar (Schriftleiter: Stefan Wieser, Carei-Karol) zeigt, mit welchen Hindernissen dieses Ungarn anliegende, zuerst besiedelte und darum am stärksten magyarisierte Gebiet zu kämpfen hat. Es war ja überall im Banat vor dem großen Kriege so, daß die Intelligenz bis zur Verleugnung der Stammeszugehörigkeit magyarisiert war. Magyarisch reden und gebildet sein bedeutete dem Banater eins. So tief wie der Dialekt unter der Schriftsprache stand dem Intelligenzler durchschnittlich auch die deutsche Kultur. Daran halten besonders die Geistlichen Sathmars, selbst gegen den eigenen Bischof, heute noch zu ihrem eigenen Schaden fest. Eine ersprießliche und ausgezeichnete Arbeit aber ist der Volksgemeinschaft Temesvar mit dem ideal gerichteten Dr. Kaspar Muth an der Spitze heute schon geglückt. Die Schwaben, die im Gegensatz zu den Sachsen in Siebenbürgen nicht als Volksgemeinschaft, in Stände gegliedert, in Stadt und Land siedelnd, eingewandert sind, sondern aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, aus französischen Grenzbezirken zumal, und nur als Bauernsiedler, dazu in einer Zeit, in der die Heimat ihnen selbst kein nationales Selbstgefühl mitgeben konnte, können heute zum erstenmal bewußt deutsche Kultur pflegen. Sie haben ihre Burg, „die Banatia" in Temesvar, erstanden aus Opfergeldern der Bauern wie der Intelligenz, als Wahrzeichen ihres Erwachens und als Hort ihrer Sprache. Denn hier werden vor allem die Lehrer in der Sprache der Väter erzogen. Hier werden die kulturellen Beziehungen zur Urheimat gepflegt. Alljährlich läßt der weitschauende und rührige Direktor, Herr Dr. Nischbach, pädagogische Kurse abhalten, zu denen auch reichsdeutsche Herren zugezogen werden. Hier erfährt der Mittelschüler auch von deutscher Leistung und Geschichte. Die Rumänen, die ihre fremdsprachigen Landeskinder als streni (Fremde) bezeichnen, ließen das geschehen, weil der Schwabe, dem es nie einfallen kann, politisch zu dem fernen Deutschland zu drängen, ihnen nur Schwierigkeiten schaffen könnte, wenn er zusammen mit den Magyaren eine Irredenta bilden würde.

Es ist ergreifend, in den alten Kirchenbüchern zu blättern, die von Tod, Hochzeit und Geburt reden. Sie fangen alle gewaltig mit dem Tode an. Das Banat, eine Sumpfwüste, von den Türken zwischen ihren festen Besitz und Ungarn gelegt, wurde erkauft mit dem Leben einer erschreckenden Anzahl deutscher Siedler, so daß dies Land eine Zeitlang das Grab der Deutschen genannt wurde. Die neu aufgerissene Erde, die überschwemmten Niederungen an der Bega atmeten den Tod; bei der großen Armut der Auswanderer, die in primitiven Lehm- und Strohhütten wohnten (nur ganz wenige stehen heute noch in Blumenthal), die zunächst an allem Not litten und nur die Kraft einer starken Natur entgegenstemmen konnten, starben in Massen dahin. Im Jahre 1752 verzeichnet die Gemeinde Beschenowa 116 Todesfälle und nur 20 Geburten. In Jarmata blieb von den 1769 eingewanderten hundert luxemburgischen Familien nicht eine Person übrig. „Innerhalb ein bis zwei Jahren starben in diesem Orte — heute ein großes, volksreiches Dorf — tausend Menschen." Der Direktor der Banatia berichtete mir: „Wir Kinder bekamen im Sommer fast regelmäßig das Fieber. Aber unsere Generation war bereits immun geworden, wir achteten kaum darauf."

Durch die Kanalisierung der Bega und die fleißige Kultur der Pußta wurde das Land wohnlich. Die Schwaben — so wurden die Deutschen nach den ersten Siedlern genannt — kamen endlich trotz vieler Rückschläge empor. Man muß schon einmal mitangesehen haben, wie sich der deutsche Mensch, der von der Kultur der Heimat abgeschnürt ist, hier bewährt, um richtig stolz auf sein Blut zu sein. Das deutsche Dorf, der schwäbische Acker sind durch das bloße Auge von allem, was sie umgibt, wegzukennen: zähester Fleiß, Intelligenz und Reinlichkeit zeichnet alles, was dem Deutschen zugehörig ist. Besonders die Bauern auf der „Had" (Heide), die den fruchtbarsten Boden — eine herrlich schwarze Erde — besitzen, sind wohlhabend geworden. Sie bauen Weizen und Wein, sie liefern Gemüse, Frühkartoffeln, und natürlich gibt es überall üppigen Mais. Sie haben schöne, hochgezüchtete Pferde und Schweine im Stall, aber nur in wenigen Gegenden ansehnliche Kühe. Viel Beschwerde machte ihnen überall die Beschaffung von gutem Trinkwasser, und nur, wo es gelungen ist, artesische Brunnen zu bohren, ist das Trinkwasser wirklich einwandfrei. Die Häuser sind wesentlich von unseren Bauernhäusern verschieden, da die Banater weder Heu noch Stroh unter Dach überwintern. Im Freien wird gedroschen und im Freien

wird Futter- und Strohbedarf geschichtet. Mehr noch als bei uns ist aller Hausrat nach städtischem Muster eingerichtet. In einem ist der unreinliche Wallache, aber nur solange er beim Überkommenen geblieben ist, dem Deutschen überlegen. Er zehrt noch von der uralten Überlieferung, man findet bei ihm geschmackvolle, handgewebte, von Schönheitssinn gesegnete Stoffe. Auch der Schwabe hat noch vielfach seine schmucke alte Tracht erhalten. Aber im allgemeinen muß man sagen, daß er wohl einen starken Reinlichkeitssinn bewahrt, aber fast völlig der Kitschindustrie der Städte verfallen ist. Gerade bei den Reichen fand ich richtige Hausgreuel. Wer insbesondere vom deutschen Süden herkommt, wird sich nur schwer damit abfinden, immer wieder in reichen, großen Gemeinden recht ärmliche, wenig gepflegte Kirchen zu finden. Diese Erscheinung erklärt weniger das Wort Kolonialland als das Wort Patronat. Während bei uns die Gemeinde sagt: Unsere Kirche, und ihren Stolz dareinsetzt, das denkbar Schönste zu haben, fiel im Banat die Kirche und ihre Betreuung zu Lasten des Patrons, und der Bauer hütete sich, den „Baronen", zu denen er sich auch nach der Befreiung im Gegensatz fühlte, eine Last abzunehmen. Heute ist er gewiß bereit. Er hat in den wenigen Jahren des Gedeihens unter den neuen Verhältnissen bewiesen, daß er für Gemeinschaftszwecke große Opfer bringen kann; aber wenn der Weizen nur zirka 3 RM. kostet, die Ausfuhr von Schweinen, Frühkartoffeln und Gemüse wenig mehr bedeutet, während die Steuerlasten ungeheuer sind, dann ist verständlich, daß nicht nur die Mittel, sondern Stimmung und Schwung fehlen, das völkische Erwachen auch in kulturellen Leistungen sichtbar zu machen. Es sitzen überall Dichter, Komponisten, Maler und Bildhauer, ihre Lieder und Werke knospen noch. Es scheint, daß es nur in der Atmosphäre liegt, wenn sie nicht aufbrechen.

Das eigentliche Banat ist ein weiter, schwarzerdiger Garten, flach von Horizont zu Horizont oder nur leise gewellt. Wo die Erde am fruchtbarsten ist, zeigt sich das Land am nüchternsten. Im Drange alles nutzbar zu machen, verfolgen die Bauern die Bäume und roden sie aus. Nur längs der breiten und zur Winterszeit geradezu morastigen Dorfstraßen dulden sie Akazien — dieser Baum erfüllt zur frühen Sommerszeit die Lüfte mit seinem Duft und nährt die Bienen. Unten, um die Schwerindustriestadt Reşiza, die zwischen beträchtliche Höhenzüge eingebettet ist, bedeckt er die Hänge, und hier wächst auch ein ausgezeichneter Apfel und berühmter Bergwein. Das Banat nährt sogar schöne Eichenwälder, es fehlt an nichts, als gegenwärtig an der Prosperität. Der schwäbische Bauer hat sich alles verschafft, was die Technik für die Landwirtschaft erfunden hat. In seinem Landhunger und im Bewußtsein seiner Kraft und seines unbegrenzten Arbeitswillens kaufte er in den günstigen Jahren soviel Land wie möglich. Aber nun ist er Besitzer eines Reichtums, der ihn belastet. Der Wein reift den Marienfeldern in vollen Fässern, aber die Preise liegen kläglich darnieder. Der Weizen verläßt den Speicher, aber nur um die Dienstboten und die Steuern zu bezahlen, dem Bauern bleibt nichts als harte Arbeit. Seltsame Entwicklung der Dinge, daß ein Land von paradiesischer Fruchtbarkeit verarmen muß! Es ist leicht verständlich, daß es den Führern des Schwabentums unter solchen Umständen nicht leicht fällt, die Gemeinden zu ermutigen, die Lasten für ihre deutschen Schulen und Einrichtungen weiter zu tragen.

„Die deutsche Volksgemeinschaft" und der vortrefflich arbeitende „Banater deutsche Kulturverein", der ihm eingebaut ist, haben eine schwere und sorgenvolle Aufgabe, zumal, da das deutsche Laster, Zwietracht und Eigenbrötelei, den Deutschen auch jenseits des Mutterlandes im Blute bleibt, der zähe Schatten um das Licht deutschen Wesens.

Das deutsche Erwachen dort unten im fernen Osten sah um sich keine Welt in Licht und Blüte, sondern eine Welt der Drangsale. Dem Schwaben bleibt, wie so oft in seiner Geschichte, nichts übrig, um sich gegen Mutlosigkeit zu schützen als das alte, so oft wiederholte und bewährte: „Und wie ging es denn hin und wie ging es denn her, wenn die Hoffnung nit wär!"

Welche Aussicht hat das Schwabentum im Banat? Sein kulturelles Deutschtum, seine Sprache, so sagen in voller Zuversicht alle Kenner, wird es sich nicht rauben lassen. Aber sein Volkstum vermehrt sich nicht mehr, es geht zurück, während die Wallachen, unter denen es lebt, sich immer noch stark vermehren. Heute ist der Knecht, die Magd in jedem Bauernhof wallachisch. So drängt sich mehr und mehr fremdstämmiges Element in rein deutsche Gemeinden ein. Die Sarmather Schwaben, die sich vom Magyarentum losmachen wollen, sagen:

„Wie Hühnchen sind wir unter die magyarische Mutter gesetzt worden." Die Urheimat, die Urmutter, soviele Habichte auch über ihr kreisen mögen, hat wohl alle Ursache sich um die wackeren, bedrängten Hühnchen im fernen Osten zu sorgen und zu kümmern.

Wenn man so durch die Gaue fährt und Zeuge eines hochgemuten, tapferen, ja schwungvollen, aber immerhin bitteren Ringens ist, dann bedeutet als Abschluß ein Fest wie „der Schwabenball" mehr als Kurzweil nach sauren Wochen. Dieses nationalvölkische Fest setzte mit einer ernsten, kämpfereichen Tagung, der Vertretertagung der Volksgemeinschaft im Volkshaus zu Temesvar ein. Da wurde kritisiert und verteidigt, Jungschwaben griffen an und die alten Führer wiesen mit Stolz auf geleistete Opfer und Arbeit. Inzwischen schmückten sich schon die Burschen, die Mädchen und Frauen zum Trachtenfest. Bauern und Intelligenz erschienen am Abend in Tracht — es war das mehr als nur ein Trachtenfest, das altes Tragen erhalten will, es war keineswegs Maskerade, sondern der Ausdruck völkischer Zusammengehörigkeit. Ich habe manches Volksfest in unseren Kleinstädten und Dörfern gesehen, aber keines könnte ich mit dem großen Schwabenball in Temesvar vergleichen. Es war wie das Sinnbild der Lebenskraft eines Volkes. Es war ein stolzes Bekenntnis zu den Altvordern und zur Bereitschaft überall dabei zu sein, wo es um das Schwabentum geht. Nie werde ich den farbenfrohen Anblick der sich reihenden Paare vergessen, die in langen Zügen durch den Saal schritten, bis sie endlich in breiter Front vor den „Geldherrn" haltmachen. Diese zwei Burschen — Studenten in schwäbischer Tracht — boten nun, der eine in ernsten, der andere in launigen Versen — das schön bebänderte Rosmarinbäumchen aus. Wer es einsteigerte, wurde der Vortänzer und durfte sich unter den Schönen die Vortänzerin auswählen. Es war eine bedeutsame Angelegenheit, daß diese Steigerung, sowie dann der Kauf des Rechtes, mit der Vortänzerin ein paar Runden zu machen, viel Geld einbrachte, denn der ganze Ertrag des Festes kam der Hochburg des Schwabentums, der Banatia zugute. Und wie der Wind die Wogen bringt, so brachte die Musik nun den Tanz. Es wurde getanzt wie überall. Aber zu später Stunde, als der Saal sich zu leeren begann, kreisten die Paare singend, und ich glaube, sie haben das von den Lerchen der großen Ebene, die ebenfalls Überschwang und Atem zu Lied und Bewegung aufbieten.

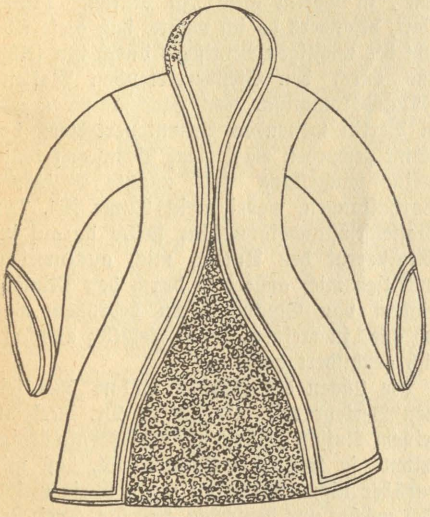
Etwa um dieselbe Zeit wie ich waren die Tegernseer und der Lautenspieler Besenmüller aus München unten und fanden eine dankbare Gemeinde. Wer sich berühmt machen und Geld heimtragen will, versuche es mit Amerika. Aber wer Volkstümliches zu sagen hat und ein Genügen für künstlerischen Ehrgeiz auch darin finden kann, ein wirklich hungerndes und dankbares Publikum zu finden, der gehe zu den aufgeschlossenen, regsamen Schwaben im Banat. Wir kommen ihnen wie aus einem gelobten Land. Bei ihnen lernen wir unsere eigenen Reichtümer, die wir so oft über dem Mißmut der gegenwärtigen Nöte geringschätzen, oft erst wieder dankbar schätzen und lieben.

München. Peter Dörfler.

Erinnerungen eines Tapezierers an Richard Wagner

Im Sommer 1859 bemühte sich der Großherzog von Baden, für den in der Schweiz lebenden Wagner die Rückkehr nach Deutschland zu erwirken; doch vergeblich. Deshalb entschloß sich dieser zu einem längeren Aufenthalt in Paris, sei es auch nur, um sich dessen zu versichern, daß er dann und wann ein gutes Orchester, ein vorzügliches Quartett hören könne; denn die Entbehrung dieser Anregungen sei ihm in Zürich doch unerträglich geworden. Von seinem Gönner Otto Wesendonck reichlich unterstützt konnte er die Reise antreten. Am 15. September traf er in Paris ein. Zunächst bezog er in der Rue Matignon 4 nahe bei den Champs Elisées, ein „Absteigequartier". Einige Tage später mietete er für sich und seine Frau, die sich nach einjähriger Trennung wieder mit ihm vereinigte, für 4000 Franken ein pavillonartiges Häuschen mit Garten in der Rue Newton 16. Bevor für diese Wohnung die Möbel aus Zürich kamen, wollte er in dem Absteigequartier wenigstens ein Zimmer nach seinem Geschmack einrichten. Deshalb begab er sich zu einem in der Nähe wohnenden Tapezierer und suchte ihm in schlechtem Französisch seine Wünsche darzulegen. Gehilfe bei diesem war ein einer Emigrantenfamilie entstammter Deutscher, Clemens Mathieu. Ihn hieß sein Meister zu Wagner gehen. Nach einer Woche hatte Mathieu (wir folgen dessen Aufzeichnungen) das

Zimmer nach Wagners eigenhändigen Skizzen ausgestattet: die Wände bekleidete roter Seidenstoff, seidene Rosen schmückten den Fries. Gepuffte Seide verhüllte den Plafond, der durch Rosengirlanden in vier Dreiecke geteilt wurde, die sich in der Mitte in einem Rosenbukette trafen. Die Nische im Hintergrund, bestimmt, das Bett aufzunehmen, war auf das raffinierteste ausgestattet. Zwei Rosengirlanden bildeten die Eingangsbögen, deren Mitte wieder durch ein Rosenbukett betont wurde. In den Ecken der Hinterwand fiel ein Vorhang herab. Natürlich verbargen sich auch die Wände dieses Alkovens in gepuffter Seide, in deren Wolken je ein Spiegel eingebettet lag. Von dem mit Rosengirlanden umrankten Plafond der Nische leuchtete ebenfalls ein Spiegel herab. Das Ruhebett selbst, in seiner Breite ein Doppelbett, war aus feinster Seide gefertigt und mit Eiderdaunen gefüllt; Rosenketten betonten seine Kanten. Von der übrigen Einrichtung war besonders bemerkenswert ein großer, mit kostbarstem Seidenbrokat gepolsterter Lehnstuhl, eine sogenannte Causeuse, ebenfalls mit Eiderdaunen gefüllt.



Sechs Jahre waren vergangen. Wagner wohnte als Freund König Ludwigs II. von Bayern schon über ein Jahr in seinem reizenden Heim in München, Briennerstraße 21 (heute 18), das er Oktober 1864 bezogen hatte; Mathieu hatte sich im Frühjahre 1865 als Meister in München niedergelassen. Da trafen sich eines Tages — es war im November 1865 — beide auf der Straße. Sofort erkannte Wagner den Pariser Gehilfen und äußerte, er wolle von ihm eine ähnliche Arbeit wie in Paris. Als Mathieu tags darauf in den im ersten Stock befindlichen Saal geführt wurde, begrüßte ihn Wagner in phantastischer Kleidung von seinem Klavierstuhle aus. Auf dem Haupte hatte er ein Samtbarett. Der lange, sehr weit gearbeitete Rock war aus rosa Atlas gefertigt, mit weißem Atlas gefüttert, ringsum mit einer Rüsche aus gleichem Stoff besetzt, in deren Mitte fortlaufend Röschen eingenäht waren. Die nach vorne halbweiten Ärmel zeigten die nämliche Garnierung und waren mit reichen, auf die Hand fallenden Spitzen versehen. Vom Hals bis zur Taille reichte ein weißes Spitzenjabot, von der Taille an zog sich zwischen den beiden Flügeln des offenen Rockes ein aus Volants bestehender, nach unten breiter werdender weißer Einsatz. Darunter trug er einen mit Fischbeinstäben verstärk-

ten Reifrock. „Pedant in allem, widerstrebt es meinem Schönheitssinn, daß mein Rock irgend eine Falte zeigt, wenn ich auf dem Klavierstuhle sitze.“ Mathieu hat zwei Zeichnungen des Rockes angefertigt, die wir hier verkleinert wiedergeben. — Einen dem hier beschriebenen ganz ähnlichen Hausrock bestellte Wagner, wie der fünfte der von Daniel Spitzer herausgegebenen „Briefe

Richard Wagners an eine Putzmacherin" (S. 43 ff.) zeigt, am 1. Februar 1867.

Das rechts an den Saal stoßende Zimmer stattete Mathieu nun aus: die Wände bekleidete gelber, den Plafond weißer Atlas. Von der Mitte desselben hing eine aus weißem Atlas gefertigte, mit Seidenspitzen und Rosen ausgeputzte Rosette herab. Der Vorhang des Fensters war aus rosa Atlas hergestellt. Außerdem schmückte die Wände nur ein Spiegel und ein Madonnenbild von Murillo.

In diesem Zimmer, in dem Wagner, mit kostbarem Gewande angetan, von Seide, Farbe und Licht umgeben, die zu seiner Schöpferarbeit nötige Stimmung fand, glaubte er die Komposition vom „Ring der Nibelungen" vollenden zu können. Doch schon nach einigen Wochen setzte die Hetze der Blätter wegen seiner Verschwendung und angeblichen politischen Beeiflussung des Königs gegen ihn ein. Ludwig II. fürchtete für seines Freundes Sicherheit und ließ ihn am 6. Dezember bitten, auf einige Monate München zu verlassen. Sofort mußte Mathieu das Zimmer seiner Pracht entkleiden und die gesamte Einrichtung des Hauses nach Vevey versenden. Am 10. Dezember 5¾ Uhr in der Frühe nahm Wagner von seinen Getreuen schweren Herzens Abschied. Schon einige Stunden nachher drangen Neugierige in die Villa ein, sahen aber enttäuscht nur die getünchten Wände.

Wiederholt wurde Mathieu in den folgenden zwei Jahren nach Triebschen bei Luzern gerufen um Verbesserungen vorzunehmen. Die Bezahlungen für die Arbeiten begleitete Wagner jedesmal mit liebenswürdigen Zeilen des Dankes, teure Andenken des Empfängers, der die Erinnerung, Wagner persönlich Dienste geleistet zu haben, zu den beglückendsten seines Lebens rechnete.

München. Sebastian Röckl.

Gräfin Treuberg

schreibt uns Folgendes:

Erst heute erhalte ich durch den Botschafter v. Flotow das Märzheft Ihrer Zeitschrift. Nach Lektüre der verschiedenen wichtigen und vorzüglichen Artikel über Bülow finde ich in dem Aufsatz Ernst Drahns „Ausländer über den Dolchstoß" einige mit irreführenden Andeutungen gefüllten Sätze über meine Person und mein Buch „Zwischen Politik und Diplomatie". Ich habe seit Dezember 1915 bis Juli 1921 Deutschland nicht mehr verlassen, kann also weder „eine manchmal unheimliche Ähnlichkeit mit der Gräfin Elisa von Rollenberg aus dem Buche des Ententespions Desgranges" haben, wie der mir persönlich unbekannte Verfasser behauptet, noch mit ihr identisch sein. Was die versteckte Anschuldigung betrifft, ich hätte Ententegelder genommen, so möchte ich bemerken, daß ich, was ja bei anständigen Deutschen selbstverständlich ist, bis zur Ratifizierung des Friedens, also 1920 sogar bis Januar 1921 es abgelehnt habe, für das Ausland, selbst die Vereinigten Staaten von Amerika zu schreiben, und einen Aufsatz, um den die Times mich im Frühjahr 1919 bat, mit der Begründung, daß ich „vom Feind kein Geld nehme", dem Berliner Vertreter des Blattes verweigert habe.

Was Herr Drahn über meine Ausweisung im Mai 1919 aus Berlin berichtet, entspricht nicht ganz den Tatsachen, wenn er auch das vom damaligen Waffenstillstandskommissar Matthias Erzberger der Presse gegebene Regierungskommuniqué mitteilt. Ich hatte beim Chef des Friedensbureaus der Behrenstr. Grafen Bernstorff gegen die Absicht Erzbergers „einen jeden Frieden zu unterzeichnen", in Berlin aber „zu bluffen" protestiert, besonders da ich wußte, daß diese Absicht des wichtigen Ministers durch ihn selbst und durch den Stellvertretenden Waffenstillstandskommissar von Stockhammern den in Berlin weilenden Ententevertretern bekannt geworden war. Graf Bernstorff teilte meine Einstellung und machte Erzberger Vorhaltungen, wobei mein Name fiel. Der Waffenstillstandskommissar stellte darauf im Ministerrat den Antrag mich auszuweisen und ließ mich außerdem durch den Ministerialrat von Stockhammern bedrohen, was ich alles in meinem Buche ziemlich ausführlich geschildert habe.

Die Lügen des Fürsten Bülow über seinen Verkehr mit mir hat ja Dr. Trefz in seinem Aufsatz „Fürst Bülows Denkwürdigkeiten" so trefflich gekennzeichnet, daß mir darüber nichts weiter zu sagen übrig bleibt. Ich möchte nur bemerken, daß Dr. Trefz sich in einer Einzelheit irrt, da Fürst Bülow lange vor meinem Zusammentreffen mit Maximilian Harden oder mit dem Präsidenten Witting beide Brüder intim kannte, häufig aufsuchte und ebenso wie die Fürstin mit Freundschaftsbeweisen überschüttete. Um Hardens Einstellung in der Italienischen Frage zu klären und Bülows Lügen zu widerlegen, suchte ich, wie ich in meinem

Buche ausführlich schildere, zum ersten Male den „Einsiedler im Grunewald, vor dem ich mich fürchtete" auf. Das Buch zeigt dann meinen Umschwung und die Gründe meines Vertrauens zu Maximilian Harden.

Über meine Beziehungen zu Eisner und den Zufall, der mich flüchtig mit der Tochter zusammenführte, gebe ich in dem nach Ansicht des Herrn Drahn „viel zu wenig beachteten Buche ‚Zwischen Politik und Diplomatie Straßburg' 1921" genaue Auskunft. Daß mir Eisner oder seine damals in Berlin obdachlose Tochter von „den Goldmillionen" der Entente etwas mitgebracht, ist doch eine etwas kühne Schlußfolgerung des Verfassers, ebenso, daß ich von pazifistischen Zeitschriften Ententegeld genommen. Ich kann versichern: Nein, mir wurden nicht einmal Honorare angeboten!

Juan les Pins.

Hetta Gräfin Treuberg.

*

Zu diesen Ausführungen teilt uns Herr Ernst Drahn das Folgende mit:

Im Rahmen meines Aufsatzes „Ausländer über den Dolchstoß" habe ich die ausländische Literatur über die Revolutionierung Deutschlands von innen und außen betrachtet. Zu den herangezogenen Büchern gehört das der Gräfin Treuberg. Da es sich um ein Erinnerungswerk mit starkem persönlichen Einschlag handelt, mußte auch von der Verfasserin die Rede sein. Gräfin Treuberg suchte während des Krieges hinter der Front der deutschen Regierung und der Parteien selbständige Politik zu machen und Einfluß auf die Geschicke des deutschen Volkes zu gewinnen, ohne — und das nicht nur nach meiner unmaßgeblichen Meinung — besonders qualifiziert dafür zu sein. Wie sie das anstellte und wie sie damit ein „übernormales Geltungsbedürfnis" befriedigte, das schien mir von genügendem allgemeinem Interesse, um der Öffentlichkeit das Buch in Erinnerung zu bringen.

Die vorstehende „Berichtigung" verliert sich in Unterstellungen, die mit meinen Ausführungen nichts zu tun haben, so daß man annehmen könnte, daß sie nur die Grundlage der Erörterung verschieben sollen. Vor allem wird mir „die versteckte Anschuldigung" unterstellt, Gräfin Treuberg „hätte Ententegelder genommen". Ich stelle fest, daß ich überhaupt niemanden angeschuldigt habe, Ententegelder genommen zu haben. Ich habe lediglich über Auslassungen von teilweise prominenten Persönlichkeiten des In- und Auslandes berichtet, die von politischen Parteien und Gruppen in Deutschland behaupteten, daß sie Gelder zum Zwecke der Revolutionierung Deutschlands erhalten haben. An keiner Stelle meines Aufsatzes kann als Meinung der fremden Verfasser oder als meine eigene herausgelesen werden, daß die Revolutionäre ausländische Gelder zur Befriedigung ihrer persönlichen Bedürfnisse empfangen haben. Ich traue das keiner der angeführten Persönlichkeiten zu.

Weiterhin nimmt Gräfin Treuberg Anstoß daran, daß sie „eine manchmal unheimliche Ähnlichkeit mit der Gräfin Elisa von Rollenberg aus dem Buche des Ententespions Desgranges habe". Ich sehe diese Ähnlichkeit, wie ich schrieb, eben in dem starken „Geltungsbedürfnis", in der „unheimlichen Geschäftigkeit", Eigenschaften, die beiden Frauen gemeinsam sind, und allerdings auch darin, daß ich Ententeeinflüsse seelischer und intellektueller Natur bei beiden Frauen vermute. An die Ähnlichkeiten in der Familiengeschichte, in den Familienverhältnissen, im äußeren Leben, das sich bei beiden schon vor dem Kriege vielfach im Auslande abspielte, habe ich kaum gedacht. Gräfin Rollenberg hat, soweit dies Desgranges' Buch beurteilen läßt, keine Ententegelder bezogen. Die Angabe der Gräfin Treuberg, daß sie von „Dezember 1915 bis Juli 1921 Deutschland nicht mehr verlassen habe", wäre übrigens bei einer Untersuchung der Frage der Identität beider Frauen belanglos. Die erste Phase der gemeinsamen Auslandstätigkeit Desgranges-Gräfin Rollenberg spielte sich 1915 ab. So gut wie alles, was Desgranges über die Geschehnisse im Herbst 1917 und im Jahre 1918 berichtet, kann einen Schauplatz gemeinsamer Tätigkeit innerhalb der Grenzen deutscher Machtsphäre gehabt haben, denn Desgranges liefert bekanntlich keinen Tagebuchbericht, sondern „gruppiert" (nach eigener Angabe) die Personen um die Ereignisse. Mit dem Alibi der Gräfin Treuberg wäre es also nur schwach bestellt. Aber das ist belanglos, weil mein Aufsatz nicht die Identität von Gräfin Treuberg und Gräfin Rollenberg behauptet, sondern eher ein Erstaunen über eine merkwürdige Duplizität der Fälle ausdrückt.

Belanglos ist gleichfalls, ob ich der Gräfin persönlich bekannt bin, vielmehr ist belangreich, wen die Gräfin Treuberg kannte und mit wem gemeinsam sie innerhalb und außerhalb Deutschlands Politik trieb. So wäre es wertvoll zu wissen, welche „politische

und gesellschaftlich hochmächtige Persönlichkeit" am 20. April 1915 in Rom zu ihr kam und ihr „riet, so schnell wie möglich nach Deutschland zu reisen" und dort hohe Politik zu treiben. („Zwischen Politik und Diplomatie", S. 62 f.) Daß diese Persönlichkeit kein deutscher Staatsangehöriger war, sondern entweder zu den feindlichen Ausländern gehörte oder zu damals noch Neutralen, die bald in die Front der Feinde einrückten, scheint ziemlich sicher. Die Reise erfolgt denn auch schon in der gleichen Nacht. Alles das läßt erkennen, daß Gräfin Treuberg im April 1915 nicht aus eigenem Antrieb nach Deutschland zurückkehrte, sondern gesandt worden war, um dort politische Eingriffe zu versuchen. Gräfin Treuberg berichtet übrigens selbst über ihren Verkehr im Auslande und zwar mit Politikern der deutschfeindlichen Staaten (z. B. S. 80). Darf man nicht schon aus der Tatsache, daß ein solcher Verkehr stattfand, auf „Ententeeinfluß" schließen?

Die bemängelte Nachricht von der Ausweisung der Gräfin aus Berlin im Mai 1919 ist dem Buch der Gräfin (S. 306 f.) entnommen. Wenn ich unrichtig zitiert haben sollte, so bin ich also mit den von ihr veröffentlichten Texten zu gutgläubig verfahren.

Am Schluß kommt Gräfin Treuberg nochmals auf Ententegelder zu sprechen, von denen ich behauptet haben soll, daß sie in ihr Besuchstäschchen geflossen seien. Es soll sich um einen Anteil an den Eisner-Millionen handeln. Ich stelle dagegen fest, daß ich überhaupt nicht behauptet habe, Eisner hätte Gelder von der Entente erhalten. Ich habe nur gesagt, daß die Quelle, aus der die Gelder in die Kassen der bayerischen Revolutionäre flossen, unbekannt ist, und das entspricht den Tatsachen. Wenn ich auf den Zufall hinweise, daß überall, wo die Gräfin nähere Verbindungen anknüpfte, sich feindliche Gelder zeigen, so ist damit nicht gesagt, daß sie selbst etwas davon erhalten hat.

Um die finstere Schwärze meines Ichs recht wirksam in dem von ihr entworfenen Bilde hervortreten zu lassen, läßt Gräfin Treuberg einen weißgekleideten Engel an meine Seite treten, Herrn Dr. Friedrich Trefz. Ich freue mich darüber, denn mindestens zur Hälfte erhebe ich Anspruch auf die lobende Erwähnung. Es war mir ein Vergnügen, in dem Werk der Gräfin die Stellen über Bülow zu finden und zugleich im 3. Bande der Denkwürdigkeiten Bülows Mitteilungen zu lesen, die mit den fraglichen Stellen des Treuberg-Buches nicht übereinstimmen. Ich teilte sie der Schriftleitung der S. M. mit, und da ich keinen Wert darauf legte, daß die kurzen Feststellungen besonders unter meinem Namen veröffentlicht wurden, so übernahm sie Herr Dr. Trefz mit meiner Zustimmung in seinen Aufsatz. Gestatten Gnädigste mir also, über die auf dem Umweg erhaltene Verbeugung dankend zu quittieren.

Berlin. Ernst Drahn.

Psychoanalyse von Konnersreuth

Bekanntlich hat sich Therese Neumann am 16. März 1918, als sie bei der Löschung eines Brandes Hilfe leistete und über zwei Stunden ihrem auf dem Dach eines Schuppens stehenden Dienstherrn gefüllte Wassereimer hinaufreichte, eine schwere Verletzung zugezogen.

In der Schrift „Konnersreuth im Licht des Schrifttums" von Professor Dr. Kiefer (Brönner & Daentler, Eichstätt) finden wir aus dem Aufsatz von Dr. med. Hermann Neugarten, Berlin, in der Zeitschrift für Parapsychologie, November 1927 u. a. das Folgende abgedruckt: „Bei den Löscharbeiten des Brandes empfindet Therese Neumann plötzlich einen Rückenschmerz, und ein Kübel Wasser fällt ihr aus der Hand. Mit großer Wahrscheinlichkeit muß man diesen Schmerz als neurotisches Symptom ansehen und das unwillkürliche Fallenlassen des Eimers als eine Fehlleistung. Welches nun war der Sinn des Schmerzes und der Fehlleistung? Der ganze Erlebniszusammenhang ergibt eine Deutungsmöglichkeit. Sie erlebte einen Brand. Nach psychoanalytischen Erscheinungen ist ein Brand ein Symbol für ein gewaltsames Hervorbrechen verdrängter sexueller Libido ..."

Nach diesen Erfahrungen können wir den Feuerversicherungsgesellschaften nur den Rat geben, bevor sie ein Gebäude versichern, festzustellen, ob nicht eine Person mit verdrängter sexueller Libido in einem Nachbarhaus wohnt.

Redaktionell abgeschlossen am 14. Juli 1931
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- und Buchbindearbeiten: Knorr & Hirth G. m. b. H., München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

DIE GEISTIGE STRUKTUR DER POLITISCHEN PARTEIEN EUROPAS

★

Zwei neue Bände:

Deutschnationale Volkspartei

von

Freiherrn v. Freytagh-Loringhoven, M. d. R. Preis RM. 2.40

„. . . Die erste umfassende und von höherer Warte geschriebene Abhandlung über die Partei seit ihrer Wandlung . . . das Büchlein dürfte einen ganz besonderen Widerhall finden und von Freund und Feind begierig aufgegriffen werden . . ." Der Tag, Berlin

Nationalsozialismus

von

Pidder Lüng. Preis RM. 1.80

„. . . schildert mit warmen Worten das Gedankengut seiner Partei, eine treffliche Einführung in die geistigen Bezirke des national. Sozialismus . ."
Der Tag, Berlin

Pan-Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin W 9

Die Welt der Strahlen

2. Auflage

Hans Driesch, Einführung / Eduard Rüchardt, Die Strahlungen in der Physik / Bernhard Aschner, Der Mensch als Strahlenempfänger und Strahlensender / August Laqueur, Moderne Methoden der elektromedizinischen Behandlung / Friedrich Voltz, Röntgen- und Radiumstrahlen und Krebsbehandlung / Hans Th. Schreus, Strahlenbehandlung von Hautkrankheiten / Georg W. von Wendt, Physikalische Grundlagen der Gallspacher Behandlung / Paul Bargehr, Behandlungsergebnisse mit Zeileisbestrahlungen / Hugo Bach, Ultraviolettbestrahlungen von Tieren u. Nahrungsmitteln / Kurt Huldschinsky, Moderne Rachitisbehandlung / Franz M. Groedel, Schädigungen durch Strahlen

Preis des Heftes Mark 1.75

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, wo keine am Platz, wenden Sie sich an den Verlag

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.
München Gendlingerstraße 80

3 Monate nach Erscheinen liegt jetzt das 5.—10. Tausend vor:

DAS ROTE RUSSLAND

VON THEODOR SEIBERT

DAS RUSSLANDBUCH! Warum? Es ist sehr viel verdorben worden am internationalen Rußlandbild durch die Bücher von „Kurzbesuchern". Es gibt kaum mehr als ein Dutzend Nichtrussen, die allein zum Landesstudium und genügend lange im Sowjet-Staat geweilt haben. Keiner von ihnen hat bisher eine umfassende Darstellung des roten Staats- und Volkslebens gegeben. Dr. Seibert ist der erste! Er lebte vier Jahre in Rußland, führte in Moskau einen eigenen Hausstand und bereiste fast das ganze Land! 300 Seiten Geheftet RM. 4.50, in Leinen geb. RM. 5.90.

Aus den vielen glänzenden Presseurteilen:

Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin: „Unvergleichlich eindringlich ist Seibert dort, wo er ungeschminkt kleine Szenen des Alltags wiedergibt, wie seine Erfahrungen mit der G.P.U."

The Times, London (21.V.1931): „Seibert hatte die Möglichkeit, hinter die Kulissen zu blicken... Sein Buch ist in gewisser Hinsicht das aufschlußreichste von allen".

Der Tag, Berlin: „Die frische Art der Erzählung und der ehrliche Wille zur Erkenntnis geben dem Buch seinen eigenen Wert".

Hamburger Fremdenblatt: „Es ist das erste Mal, daß ein deutscher Augenzeuge die in so langer Zeit in Rußland erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen zu einer systematischen Arbeit verarbeitet".

Süddeutsche Monatshefte: „Wenn Seibert gar kein anderes Verdienst hätte, als Mitteleuropa aus diesem feigen Dämmerzustand aufzurütteln, hätte er genug getan". (Univ.-Prof. K. Haushofer.)

Essad-Bey in der Literarischen Welt: „Seibert kennt Rußland wie vielleicht kein anderer und sein Buch wiegt inhaltlich schwerer als sämtl. Schilderungen Rußlands, die mir bis jetzt bekannt geworden sind".

KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Alleinige Anzeigenannahme: Anzeigenabteilung der Süddeutschen Monatshefte G. m. b. H., München, Sendlingerstraße 80 — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Ultsch, München